

Zeitschrift: Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences
Herausgeber: Swiss Society of the History of Medicine and Sciences
Band: 47 (1990)
Heft: 3-4

Buchbesprechung: Books=Bücher=Livres=Libri

Autor: Müller, Christian / Koelbing, Huldrych M. / Daems, Willem F.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Books/Bücher/Livres/Libri

Sigerist-Preis 1990

Sebastian Brändli, «*Die Retter der leidenden Menschheit*». *Sozialgeschichte der Chirurgen und Ärzte auf der Zürcher Landschaft (1700–1850)*. Zürich, Chronos, 1990. 448, 3 S. Abb. SFr. 54.–. ISBN 3-905278-55-3.

Eine inhaltsreiche, interessante Arbeit liegt hier vor, deren Verfasser nicht Mediziner, sondern Historiker ist. Sie wurde 1990 von der philosophischen Fakultät I in Zürich als Dissertation angenommen.

Damit, dass Brändli den Titel mit Anführungszeichen versieht und im Untertitel nicht das Wort Geschichte, sondern Sozialgeschichte verwendet, ist bereits das Feld abgesteckt, dem er sich zuwendet: eine historisch genaue, aber kritische Auseinandersetzung mit dem Werden eines Standes. Die Leitlinien werden in der Einleitung festgelegt, es geht um Begriffe wie Markt und Monopol, Autonomie der Praxis, Identität, soziale Schätzung, Rolle des Staates und um die Professionalität im Rahmen der Gesellschaft. Brändli will neue Aspekte erschliessen, die den bisherigen medizinhistorischen Autoren, welche sich mit Landärzten befassten, entgangen sind, nämlich Haushalts- und Familienstrukturen, Ökonomie, Generationenfolge, Heiratskreise usw.

Das solcherart umrissene Forschungsfeld bearbeitet der Autor mit sehr viel Sachkenntnis. Allerdings muss er selbst bekennen, dass eine statistisch relevante Auswertung des vorhandenen Materials nicht möglich war. So bewegt er sich vorwiegend im Bereich der individuellen, manchmal auch anekdotischen Dokumentation. Er zieht in geschickter Weise Familienarchive von Ärztefamilien bei, Arzneibücher, Ratsmanuale, Briefwechsel, Portraitsammlungen usw. Das Verzeichnis der von ihm konsultierten Dokumente aus dem Zürcher Staatsarchiv und der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich ist beeindruckend reichhaltig.

Den Inhalt des ganzen gewichtigen Bandes zusammenzufassen wird dem Rezensenten aber nicht leicht gemacht. Ob der Verfasser es will oder nicht, handelt es sich eben doch auch um eine übersichtliche Geschichte des Landarztztums in einem Schweizer Kanton.

Brändli geht es ja auch nicht darum, neue Theorien aufzustellen oder unbekannte Fakten aufzuzeigen. Vielmehr läßt er den Leser teilhaben am langsamen Wachstum der Professionalisierung, an dem Ineinandergreifen

von politischem Wandel, Rollenverteilung, staatlichem Intervenieren, Fortschritt der medizinischen Kenntnisse und Techniken, Wandlung des Gegensatzes Stadt-Land usw.

Er bringt sprechende Beispiele für die verschiedenen, im Lauf der Zeit sich ändernden Ausbildungs- und Rekrutierungsregeln, für die Einkommensverhältnisse, für die Wandlung des Arzt-Patientenverhältnisses.

Besonders interessant findet der Rezensent das Kapitel, wo Brändli die Praxisgrösse und die geographische Verteilung der Ärzte im Kanton untersucht. Angesichts der damaligen geringen Bevölkerung war die Dichte der Praxen von sogenannten Scherern in der Mitte des 18. Jahrhunderts erstaunlich.

Doch zurück zum eingangs erwähnten Titel in Anführungszeichen: es ist unverkennbar, dass ein unterschwelliges Anliegen des Autors ist, den Mythos des selbstlosen, sich aufopfernden Arztes kritisch-ironisch zu hinterfragen (so z. B., wenn er auf S. 19 schreibt, dass diese Berufsgruppe sich ein selbstgefälliges Selbstbild geschaffen habe).

Jedenfalls handelt es sich um ein gründliches, wohldokumentiertes, elegant geschriebenes Werk, das dem medizinhistorischen Leser empfohlen werden kann.

Christian Müller

Sources, Bibliographies, Dictionaries

Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, *Das kaiserliche Privileg der Leopoldina vom 7. August 1687*. Herausg. vom Präsidium der Akademie. Ins Deutsche übertragen von Siegfried Kratzsch, eingeleitet von Georg Uschmann†. (Acta Historica Leopoldina Nr. 17) Halle (Saale) 1987. 72 S., 4 Abb., Faksimile.

Die Leopoldina, 1652 von dem Schweinfurter Stadtarzt Laurentius Bausch nach italienischem Vorbild ins Leben gerufen, hat seither alle kriegerischen und politischen Stürme überstanden. Während der Jahrzehnte der nun zu Ende gegangenen Teilung Deutschlands bildete sie eine der wenigen gesamtdeutschen Körperschaften, die ihre Tätigkeit von der DDR aus weiterführen konnten. Sie ist ja auch mehr als «gesamtdeutsch», da sie Gelehrte aus dem ganzen deutschen Sprach- und Kulturraum aufnimmt.

Die noch junge Akademie gewann an Gewicht und Ausstrahlung, als Kaiser Leopold I. ihr 1687 ein neues Privileg verlieh. Zum 300. Jahrestag dieses Ereignisses wurde das wichtige Dokument vom Präsidium der Leo-

poldina in Faksimile, mit deutscher Übersetzung und einleitendem Kommentar herausgegeben. Kratzschs deutsche Fassung wahrt den barockgespreizten Stil des lateinischen Originals, liest sich aber flüssig und gibt den Inhalt unmissverständlich wieder.

Mit Verwunderung erfährt man daraus, dass dem *Praeses* und dem *Director* der Akademie u. a. das Recht zuerkannt wurde, Leibeigene und Sklaven (!) freizusprechen und uneheliche Kinder zu legitimieren, sofern es sich nicht gerade um Sprösslinge «der berühmten Fürsten, Grafen und Barone» handelte. Für den geistigen Rang der Leopoldina war aber vor allem die völlige *Zensurfreiheit* wichtig, die der Kaiser ihr zugestand: Präsident und Direktor allein entschieden darüber, was in den *Ephemerides*, dem Journal der Akademie, publiziert werden sollte. Ein wegweisendes Privileg!

Huldrych M. Koelbing

Klaus Bergdolt (Hrsg.), *Die Pest 1348 in Italien*. Fünfzig zeitgenössische Quellen. – Heidelberg: Manutius-Verlag, 1989. – 195, 1 S., Abb. DM 32,–. (Pappbd.). ISBN 3-925678-13-1.

Die hier zusammengestellten Texte lassen die unvorstellbare Erfahrung des Schwarzen Todes in Italien vor dem Leser erstehen. Die Vielfalt der Erlebnisse, Beobachtungen und Überlegungen, aber auch die Wiederholung mancher Einzelzüge des Geschehens durch die verschiedenen Autoren verstärkt die Wirkung: es entsteht sozusagen eine gewaltige Symphonie des Schreckens, der Verzweiflung und der Resignation. Zu den häufig wiederkehrenden Aussagen über die Pest gehört z. B., dass sie sich schon durch den blossen Blickkontakt von einem Menschen auf den andern übertrage und dass die Erkrankten fast vollzählig stürben. «Die ganze Stadt war ein Grab», heisst es von Venedig (S. 120), und kaum ein Hundertstel ihrer Bewohner habe überlebt (S. 124); Catania auf Sizilien sei durch die Entvölkerung sogar der Vergessenheit anheimgefallen (S. 36 f.). Der unmittelbare Eindruck des epidemischen Sterbens war für die Zeitgenossen so gross, dass sie sein quantitatives Ausmass noch überschätzten.

Ergreifend sind die menschlichen Seiten jenes Unheils: das einsame Sterben der von ihren Angehörigen verlassenen Kranken, andererseits die pietätvolle Aufopferung mancher in Pflege und Begräbnis. Die Pest wird als Strafe Gottes angenommen – nur Petrarca hat die göttliche Gerechtigkeit in Frage gestellt (S. 141) –; aber die glücklich Davongekommenen bessern sich nicht, im Gegenteil: «Die Welt ist jetzt menschenleer geworden, doch voll Bosheit», stellt derselbe Petrarca fest (S. 131). Die Ohnmacht der Ärzte ist

ebenfalls eine durchgehende Feststellung, doch der Medicus Dionysius Secundus Colle im Friaul bewahrt seinen therapeutischen Optimismus und erklärt befriedigt, dank Gottes Mitleid habe er mit seinen Verordnungen viele Menschen vor der Erkrankung bewahren oder aus derselben retten können.

Bergdolt gibt die Ortsnamen in der im Deutschen üblichen Form wieder; einzig im Falle des vom Schwarzen Tod verschonten Mailand überlässt er es dem Leser, selber zu merken, dass «Melano» eben *Milano* ist.

Durch die geschickte Auswahl der Quellentexte, ihre flüssige Übersetzung und ihre Verbindung durch vorbildlich knappe, jedoch treffende Kommentare ist es dem jungen Medizinhistoriker Bergdolt gelungen, uns ein authentisches, wuchtiges Bild jener grossen Menschheitskatastrophe zu vermitteln. Totentanz-Darstellungen nach alten Holzschnitten (hier finde ich keine Quellenangabe) ergänzen sinnvoll den Text.

Huldrych M. Koelbing

Thomas Gleinser, *Anna von Diesbachs Berner «Arzneibüchlein» in der Erlacher Fassung Daniel von Werdts (1658)*. Teil II: Glossar. Pattensen/Han., Horst Wellm Verlag, 1989. 1 Bl., 403 S. (Würzburger medizinhistorische Forschungen, Band 46). Ca. DM 75,-. ISBN 3-921-456-86-X.

Auch in der Schweiz taucht immer wieder ein «altes Arzneibuch» auf, dessen Inhalt eine Ausgabe und Studie wert ist. So befindet sich ein «Berner Arzneibüchlein» im Besitz von Herrn Friedrich Paris, Neuchâtel. Es stellt ein Rezeptar dar, das von der Freiburg-Berner Patrizierin Anna von Diesbach (1574–1651), die als Laienärztin tätig war, Anfang des 17. Jhs. (die Quellen gehen bis Anfang des 16. Jhs. zurück) zusammengestellt wurde. Günther Jaeschke gab es 1978 heraus (Würzburger medizinhistorische Forschungen [WmF], 16); er edierte den Text, studierte seinen Inhalt und die externe Geschichte. Als Teil II (WmF, 46) arbeitete Thomas Gleinser den Wortschatz lexematisch auf. So entstand ein sehr ausführliches Glossar (306 Seiten!), das vor allem wegen den medizintechnischen Termini und der *Materia medica* nicht nur für Philologen von Bedeutung ist. Nicht weniger wichtig sind die Bibliographie (S. 335–352) und der Synonymenschlüssel (S. 355–403).

Willem F. Daems

Peter K. Knoefel, *Francesco Redi on vipers*. Transl. into English and annotated by P. K. Knoefel. Leiden, New York, E. J. Brill, 1988. 86 S. Hfl. 40,-. ISBN 90-04-08948-9.

Biologen kennen Francesco Redi als Autor des Werkes «Esperienze in torno alla generazio degli insetti» von 1688. Toxikologisch Interessierte denken wohl in erster Linie an seine wichtigen Experimente mit Viperngift. 1664 veröffentlichte Redi seine «Osservazioni intorno alle vipere». Die Schrift belegt den neuen Ansatz experimentellen Forschens: die Opposition gegen überkommene Denkstrukturen. Entsprechend unterschiedlich wurde die Arbeit aufgenommen. Auf die schroffe Ablehnung des französischen Apothekers Charas schrieb Redi sechs Jahre später seine «Lettere di Francesco Redi sopra alcune opposizioni».

Peter K. Knoefel hat beide Texte samt einem kurzen Auszug aus der späteren Arbeit «Osservazioni intorno agli animali viventi che si trovano negli animali viventi» von 1684 ins Englische übertragen und kommentiert. Wenngleich nicht alle Zitate Redis entschlüsselt sind und die Textmodernisierung stilistisch einiges verwischt, so liegt doch ein sorgfältig kommentierter Text vor, der den Weg zum Verständnis für Redis Argumentationsweise ebnet und dem heutigen Leser Zugang verschafft zum neuen experimentellen Arbeiten im 17. Jahrhundert.

Hans Konrad Schmutz

John Huxham, *An essay on fevers*. (1757). Introduction by Saul Jarcho. Canton, MA, Science History Publications, 1989. XXXI, 1, 191 S. Portr. (Resources in medical history). \$ 15.95 (bzw. \$ 19.95 ausserhalb USA und Canada). ISBN 0-88135-083-4.

John Huxham (1692–1768) war ein hochangesehener Praktiker in Plymouth, ein sorgfältiger klinischer Beobachter und ein gelehrter Arzt; das alles findet auch in seinem Fieber-Buch seinen Ausdruck, das hier in der 3. Auflage von 1757 neu aufgelegt wird. Huxham beschreibt Pocken und «malignant ulcerous sore-throat» (Diphtherie, Scharlach-Angina); er unterscheidet Abdominal- und Flecktyphus unter den Bezeichnungen des langsamen Nervenfiebers und des bösartigen Faulfiebers (putrid malignant fever). Das Werk vermittelt jedoch nicht nur die damalige Kenntnis, sondern auch das theoretische Verständnis der fieberhaften Krankheiten, das dem heutigen Mediziner so fremd geworden ist (und dem nicht-ärztlichen Historiker wohl erst recht unverständlich bleibt). Huxham verbindet mit einiger Mühe antike und neuere Begriffe, die «Krisis» und die «Schärfe» (acrimony) des Blutes, sowie iatromechanische Vorstellungen: den Tonus der Gewebe, Eindickung und Verdünnung des Blutes, Beschleunigung und Verlangsamung seines Umlaufs. Aufgrund der Krankenbeobachtung und theoretischer Erwägungen passt er seine Therapie – in welcher Aderlass und Chinarinde

hervorstechen – dem jeweils besonderen Patienten und Krankheitsverlauf an. In der Tradition von Hippokrates und Sydenham stehend, geht er mit besonderer Aufmerksamkeit den möglichen Einflüssen von Klima und Wetter auf Entstehung und Verlauf der Krankheiten nach.

Das Werk bliebe trotzdem schwer verständlich, hätte nicht Saul Jarcho, der Internist und Medizinhistoriker, mit seiner hervorragenden Einleitung (25 Seiten) dem heutigen Leser eine solide Brücke zu Huxhams Denken gebaut und ihm so den Zugang dazu erschlossen. Huldrych M. Koelbing

Pierre-Jean-Georges Cabanis, *Du degré de certitude de la médecine*. (1803).

Présentation de Jean-Marc Drouin. Paris, Genève, Ed. Champion-Slatkine, Ed. de la Cité des Sciences, 1989. 6 Bl., 537 S. Ffr. 525.–. ISBN 2-85203-074-8.

P. J. G. Cabanis (1757–1808), médecin, écrivain et philosophe, est surtout resté connu comme l'auteur de la série de mémoires réunis sous le titre *Rapports du physique et du moral de l'homme*. Moins connu – et moins souvent cité! – son essai intitulé *Du degré de certitude de la médecine*, qui date de 1797, vient de faire l'objet d'une réédition en fac-similé. Précédée d'une brève présentation de deux pages, elle reproduit dans son intégralité la deuxième édition de l'ouvrage, telle qu'elle parut en 1803, avec cinq autres textes écrits pendant la période révolutionnaire.

Du degré de certitude de la médecine a été rédigé par Cabanis «pour répondre aux sceptiques qui n'ont pas confiance dans la médecine», et apporter ainsi la contradiction aux nombreux détracteurs de cet art. En sept points, l'auteur va réfuter méthodiquement toutes les objections, élevées «contre la certitude des doctrines et l'infailibilité des remèdes». C'est ainsi l'occasion d'un survol des théories médicales du passé – d'Hérodicus et Hippocrate jusqu'à Boerhaave et Sydenham, en passant par les «pneumatiques», les Arabes et les alchimistes – parcours durant lequel Cabanis ne manque pas de souligner combien les découvertes de la médecine iront croissant «car, affirme-t-il, plus nous savons, et plus nous avons les moyens d'apprendre». Mais la partie la plus intéressante du *Degré de certitude* est sans conteste le passage consacré au rôle des théories, où il soutient que c'est toujours aux faits et à l'observation qu'il faut revenir:

«Oui, j'ose le prédire: avec le véritable esprit d'observation, l'esprit philosophique qui doit y présider va renaître dans la médecine; la science va prendre une face nouvelle.»

Phrase prophétique, qui annonce déjà, avant la lettre, la médecine expérimentale de Claude Bernard !

Cinq autres écrits complètent ce volume, que nous allons brièvement résumer. Ce sont, d'abord, les *Observations sur les hôpitaux*. Dans ce texte, qui date de l'hiver 1789–1790, Cabanis – membre de la Commission de réforme des hôpitaux – critique ouvertement le fonctionnement des lourdes administrations et souligne les dangers physiques et moraux auxquels exposent les grandes concentrations hospitalières. Donnant ainsi la préférence aux petits établissements régionaux décentralisés, il demande le transfert des hôpitaux hors des villes et la création de pavillons nombreux et petits pour remplacer les grandes bâtisses en usage. Il en prévoit aussi dans le détail les principes de fonctionnement, l'agnostique qu'il était ne se privant pas de stigmatiser au passage la mainmise religieuse sur l'administration hospitalière !

On sait que Cabanis fut l'ami et le médecin de Mirabeau. Après la mort du grand homme, en 1791, accusé à tort de l'avoir empoisonné, il publie pour se justifier un *Journal de la maladie et de la mort de Mirabeau l'Aîné*, qui apporte un témoignage vécu. Après une description qui nous fait revivre – dans une dramatique progression – les diverses atteintes à la santé dont souffrit le fameux tribun de la Révolution, Cabanis en relate dans le détail l'autopsie. Ce récit, dont certaines pages sont empreintes d'une émotion intense, constitue – outre l'intérêt particulier qu'il présente pour la biographie de Mirabeau – une vivante évocation de la clinique, de la thérapeutique et des mœurs médicales du temps.

La *Note sur le supplice de la guillotine*, publiée dans les derniers mois de 1795, est écrite, elle, en réponse aux thèses soutenues par C. F. Oelsner, S.-Th. von Soemmerring et J. J. Sue, qui affirmaient que les condamnés survivaient à la décapitation, rendant ainsi ce supplice particulièrement atroce. La réponse de Cabanis réfute cette thèse, arguments médicaux à l'appui, tout en réaffirmant par ailleurs son opposition absolue au principe même de la peine de mort, qu'il considère comme «un grand crime social [...] qui n'en prévient jamais aucun».

Le quatrième opuscule, le *Rapport fait au Conseil des Cinq-Cents sur l'organisation des Ecoles de médecine* (1797) apporte nombre de vues originales. Reprenant certains thèmes déjà traités dans ses *Observations sur les hôpitaux*, Cabanis revient sur un sujet qui lui est toujours cher, celui de l'enseignement médical. Il considère que les hôpitaux devraient servir à l'enseignement des étudiants et qu'on pourrait obtenir de précieux rensei-

gnements pour l'avancement de la science en notant soigneusement les observations des malades. Il serait intéressant de confronter ce texte dans le détail avec l'*Essai sur les moyens de perfectionner les études de médecine*, publié par son presque-contemporain Auguste Tissot (1728–1797) quelque douze ans plus tôt, en 1785! Si Tissot développait un projet d'enseignement clinique théorique, idéal sinon utopique et totalement exempt de contraintes matérielles, Cabanis, lui, reste beaucoup plus sensible à la réalité concrète, rançon de ses expériences pratiques d'administrateur. Organisateur aux idées claires, c'est avec une grande précision et un réalisme pragmatique qu'il envisage les moindres détails de son programme. Enfin, son plaidoyer pour une meilleure organisation de l'enseignement médical en France se termine – splendide péroration! – par un vibrant appel aux représentants du peuple pour que se réalise au plus vite cette «instruction nationale que le cri général demande depuis si long-temps en vain».

Le cinquième et dernier texte reproduit traite de *Quelques principes et quelques vues sur les secours publics*, où ressortent en force les vues sociales de l'auteur, qui stigmatise les «mauvais régimes» politiques et préconise tout une série de mesures «pour remédier aux maux qui produit l'accumulation des richesses». Sont ainsi tour à tour abordés les problèmes des secours aux indigents, l'éducation des «enfants trouvés», les ateliers de travail, les prisons et les maisons pour malades mentaux, dans des considérations qui frappent par leur étonnante modernité.

Roger Mayer

Goethe und Soemmerring. Briefwechsel 1784–1828. Textkritische und kommentierte Ausgabe. Bearb. und hrsg. von Manfred Wenzel. Stuttgart, New York, Gustav Fischer, 1988. 179 S. (Soemmerring-Forschungen, Band 5). DM 58,-. ISBN 3-437-30548-4; ISSN 0176-876-X.

Rudolf Wagner soll für seine Biographie über sechstausend Briefe Soemmerrings zur Verfügung gehabt haben. Vieles ging in den letzten hundertfünfzig Jahren verloren, wenig wurde in der Zwischenzeit ediert. Hier öffnet sich der Soemmerring-Forschung ein weites Feld. Die sorgfältige Analyse des gedruckten und ungedruckten Materials beleuchtet nicht nur Leben und Werk des Mainzer Anatomen Samuel Thomas Soemmerring, sondern erhellt darüber hinaus die wissenschaftshistorisch interessante Zeit der zweiten Hälfte des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts – die man oft zu Unrecht nur auf Goethes Schaffen reduziert.

Manfred Wenzel gewährt mit der ab 1784 geführten Korrespondenz Einblick in den oft spärlich aber doch über vierzig Jahre hinweg geführten

Gedankenaustausch zwischen Soemmerring und Goethe. Die Briefe sind unterschiedlich, und vieles kennt man bereits aus Wagners Soemmerring-Biographie oder der Leopoldina-Ausgabe. Trotzdem ist die Lektüre ein Gewinn. Der Leser kann dank der sorgfältigen Kommentierung und zeitlichen Anordnung der Briefe teilnehmen am wechselnden wissenschaftlichen Interesse der Schreiber. Die Themenfülle reicht von Morphologie über Fragen der Farbenlehre bis zu Paläontologie, Astronomie und sogar zum Bau optischer Instrumente. Meinungsverschiedenheiten in ihrer Stellungnahme zur Zwischenkieferfrage und Goethes Italienreise unterbrechen den Dialog, der aber erst mit dem Tode Soemmerrings endet. Begleitbriefe und Empfehlungsschreiben wechseln mit Substantiellerem wie Goethes Kritik an Soemmerrings umstrittenem Werk «Über das Organ der Seele».

Am Ende dieses 5. Bandes der Reihe «Soemmerring-Forschungen» findet der Leser ein hilfreiches Register und eine Reihe von Kurzbiographien.

Hans-Konrad Schmutz

Jacques-Louis Moreau, *Traité historique et pratique de la vaccine. (1801).*

Paris, Genève, Ed. Champion-Slatkine, Ed. de la Cité des Sciences, 1989.

2 Bl., XVI, 346 S. Ffr. 400.—. ISBN 2-85203-073-X.

Jacques-Louis Moreau de la Sarthe, membre fondateur de la célèbre Société médicale d'émulation, futur bibliothécaire et enseignant d'histoire de la médecine à la Faculté Paris, est le produit typique de son temps: c'est essentiellement en tant que polygraphe qu'il se distingue, auteur d'ouvrages qui traitent aussi bien de la gangrène humide des hôpitaux, de l'histoire naturelle de la femme que des monstruosités dans l'homme. L'éclectisme de ses goûts et de ses publications nous indique déjà que c'est en observateur, certes très attentif et passionné, plutôt qu'en acteur direct, qu'il nous rendra compte de cette véritable *saga* que fut au XIX^e siècle la vaccination.

L'ouvrage dont on nous propose la réimpression est donc plutôt, l'auteur le reconnaît volontiers, «un simple recueil, une compilation même (p. 338)» des meilleurs écrits des grands vaccinateurs, tels Jenner, Pearson, Woodville, Odier, de Carro, Husson. Avec le recul de près de deux siècles, le livre de Moreau a toutefois acquis une épaisseur herméneutique qui le rend particulièrement intéressant. On y lit avant tout une défense enthousiaste de l'empirisme en médecine contre les systèmes dogmatiques des anti-vaccinateurs; mais Moreau lui-même succombe parfois à ce qu'il reproche à ses adversaires: s'appuyer sur l'autorité des théories acceptées plutôt que sur l'autorité de l'observation et de l'expérience. La naissance de la médecine

moderne ne s'est pas faite d'un coup, certes. Moreau, cependant, a pleinement conscience de vivre une étape cruciale dans l'art de guérir. Et son livre peut aussi se lire comme une entreprise, très bien menée, d'éducation et de vulgarisation médicale, toute tendue vers son but avoué, faire de la vaccination «une pratique populaire, un procédé appartenant à l'économie privée et domestique» (p. 7). Il divise en conséquence l'ouvrage en une première partie historique – mais qui relève d'une histoire pour ainsi dire immédiate, puisque les publications et les travaux inauguraux de Jenner, Pearson et Woodville datent d'à peine trois ans lorsque Moreau en fait l'histoire –, et en une seconde partie «physiologique et médicale» – où il s'agit essentiellement d'exposer la pathologie de la vaccine, les manières de l'inoculer, ses conséquences et ses avantages. Le tout sur un ton de persuasion, abondamment pourvu de procédés rhétoriques subtils, de dialogues à la Socrate, de propos polémiques, et dont le style général permet de saisir sur le vif à la fois l'ardeur des premiers médecins vaccinateurs et l'enjeu médico-politique du procédé qu'ils défendaient. Au lecteur d'aujourd'hui, Moreau donne enfin l'occasion de voir comment on pouvait, au début du XIX^e siècle, envisager et promouvoir l'idée de l'expérimentation en médecine: ses aspects méthodologiques, ses difficultés, ses perspectives futures (où Moreau fait preuve d'une étonnante clairvoyance: cf. pp. 306 sqq.), mais aussi les problèmes que l'on qualifierait aujourd'hui d'éthiques (notamment l'expérimentation sur l'homme).

Les éditeurs ont donc le mérite d'une initiative heureuse en rendant à nouveau cet ouvrage disponible; on reste quand même étonné du montant du prix indiqué (d'autant que la reproduction n'est pas des plus soignées): il a de quoi décourager l'honnête homme intéressé. Vincent Barras

Benjamin Bablot, *Dissertation sur le pouvoir de l'imagination des femmes enceintes. (1803)*. Présentation de Corinne Verry-Jolivet. Paris, Genève, Ed. Champion-Slatkine, Ed. de la Cité des Sciences, 1989. X, 234 S., 2 Bl. FFr. 300.—. ISBN 2-85203-075-6. (Réimpression de la 1^{re} éd. de Paris, 1788.)

Vor fast genau 200 Jahren, nämlich 1788, erschien diese gelehrte Verteidigungsschrift zur Macht der mütterlichen Einbildung und ihrem Einfluss auf den Fetus. Verfasst hat sie ein vielseitig interessierter Arzt, der über medizinische, politische und philosophische Themen schrieb. Die Frage des Versehens, der Imaginatio der Mutter, die nach jahrtausendealter Tradition die äussere Gestalt des Kindes formen und seinen Körper «zeichnen» kann, etwa

mit einem Muttermal, war damals in wissenschaftlichen Kreisen stark umstritten.

Der erste, historische Teil des Werkes enthält eine bunte Sammlung von alten und neuen Geschichten, welche berühmte Männer, die das Versehen für glaubhaft hielten, berichtet haben. Für den Autor sind diese Zeugnisse Beweis dafür, dass die Idee des Versehens unwiderlegbar war und ist. Er führt zudem den Bericht der französischen Akademie der Wissenschaften über den Magnetismus aus dem Jahre 1784 an, der feststellte, dass die magnetischen Heilungen auf der Phantasie beruhten, denn damit sei der Nachweis für die weitreichenden Wirkungen der Einbildung erbracht. Im zweiten Teil werden die gegnerischen Meinungen eine nach der anderen widerlegt.

Obwohl sich das damalige Französisch nicht ganz leicht liest, bietet das Buch doch eine interessante und oft vergnügliche Lektüre. Zum einen faszinieren die «unglaublichen» Beispiele für das Versehen, zum andern überraschen verschiedene recht polemische Exkurse zu damals aktuellen Tagesthemen, etwa zur Lage der Kindsmörderinnen (mit Beispielen aus Bern und den USA!). – Für ideengeschichtlich interessierte Leser ist es auch spannend, in Gedanken die Verbindung zu einem modernen Forschungsschwerpunkt der Kinderpsychologie herzustellen, nämlich zur Frage der mütterlichen oder elterlichen Repräsentanzen und ihrer Projektion auf das Ungeborene und zu ihren eventuellen Auswirkungen auf Seele und – psychosomatisch vermittelt – Körper des Kindes.

Maya Borkowsky

Réjane Bernier, *Aux sources de la biologie. Tome III: l'Anatomie*. Frelighsburg, Québec, Orbis, 1988. XIV S., 1 Bl., 296 S. 2 Bl. Abb. (Coll. Histoire des sciences). \$ Can. 30.–. ISBN 2-9800545-2-6.

Der vorliegende Band beginnt mit *P. Belon* (1517–1564), der das Vogelskelett dem menschlichen unter analoger Knochenbezeichnung gegenüberstellte. In «*De humani corporis fabrica*» von *A. Vesal* (1514–1564) ist der Beginn der wissenschaftlichen Erläuterung der menschlichen Anatomie zu sehen. *A. Dürer* (1475–1528) leitete mit seinen Bildern und der Proportionslehre den Zutritt der Anatomie zur Kunst ein. Als Anatom entdeckte *W. Harvey* (1578–1657) den Blutkreislauf und demonstrierte so die Verbindung Morphologie–Physiologie. Die mikroskopische Anatomie basiert auf den vergleichenden Untersuchungen von *M. Malpighi* (1628–1694) über identische Organe von Insekten und höheren Tieren. Gleichzeitig erwachte auch das Interesse für die Wirbellosen, denen sich *J. Swammerdam* (1637–

1680) als Vertreter der Präformationslehre zuwandte. *L. Daubenton* (1716–1800) widmete sich den Wirbeltieren; seine vergleichend-anatomischen Beschreibungen förderten die Entwicklung der Zoologie. Seine anatomischen Beobachtungen brachte *P. Camper* (1722–1789) bildhaft und in Skulpturen zur Darstellung. Die Arbeiten von *G. Cuvier* (1769–1832) befassen sich mit der «Wechselbeziehung der Körperteile»; er unterstützte die Idee der Plan-
einheit, woraus die Vorstellung von vier Organisationsformen resultierte. Durch *E. G. Saint-Hilaire* (1772–1844) angeregt, erschienen die ersten echt wissenschaftlichen Theorien. Saint-Hilaire erläuterte mit dem Säugerfuss die Einheit der Zusammensetzung, also die Planeinheit. *J. W. Goethe* (1749–1832) sah den von ihm postulierten Idealtypus bei den Pflanzen, den Tieren und in der Wirbeltheorie des Schädels (6 Wirbel). Dem Botaniker *J.-F. Turpin* (1775–1840) verdanken wir im «pflanzlichen Idealtypus» die Erkenntnis der zellulären Individualität. «Die Wirbeltheorie des Schädels» (4 Wirbel) von *L. Oken* (1779–1851) ist bekannt. Er sah in der Wirbelsäule das Körperzentrum, von dem sich durch Wiederholung des Grundschemas (= fünfteiliger Wirbel) der Körperbau ableite. *R. Owen* (1804–1892) bemühte sich, das Grundmodell des Wirbeltieres zu finden, das er Archetypus nannte und der Endoskelett, Dermatoskelett und Splanchnoskelett besitze. Embryologische Beiträge (Ei-Bildung bei den Säugern, Entwicklung des Hunde-Rückgrates und dessen Chorda dorsalis vor den Wirbelprimordia, Erkennen der Branchialspalten, These der Keimblätter) leistete *K. E. von Baer* (1793–1876). Der Biologe *A. Kowalewsky* (1840–1901) interessierte sich für *Amphioxus*, dessen nach dem Grundplan ablaufende Frühentwickler er zwischen die der Invertebraten und Vertebraten stellte. Die das Rückenmark umschliessende Chorda dorsalis ist knorpelig und somit ein Endoskelett. Da *Amphioxus* zwar die Wirbel mangeln, er jedoch Nervensystem und Kiemen habe, sei er doch bei den Wirbeltieren einzureihen. Fritz Strauss

Ingrid Kästner, Christina Schröder (Hrsg.), *Sigmund Freud. Ausgewählte Texte*. Berlin, Ueberreuter Wissenschaft, 1990. 215, 1 S. Abb. (Wiener Studien zur Medizin, Geschichte und Philosophie, 2). DM 48,-. ISBN 3-89412-079-7.

Es ist nützlich und überdies erfreulich, wenn schwer zugänglich gewordene Zeitschriftenartikel von Freud, die mittlerweile Klassiker geworden sind, in einem Band neu herausgegeben werden. Das trifft für den anzuzeigenden Band zu. Kurze biographische Notizen zu Freuds früher Karriere, die allerdings nicht über E. Jones massgebende Biographie und Ellenbergers genial-

sche Zusammenfassung hinaustreten, stehen zu Beginn des Buches und bilden die Einstimmung in die folgenden Essays: Neue Methode zum Studium des Faserverlaufs im Centralnervensystem; Struktur der Elemente des Nervensystems; Kenntnis der Olivenzwischenschicht; Kenntnis der Cocainwirkung; akute multiple Neuritis der spinalen und Hirnnerven; Aphasie; Hypnose; ein Fall hypnotischer Heilung usw. Am Schluss folgt eine Auswahlbibliographie zu Arbeiten von und über Freud. Der Band ist mit zahlreichen Abbildungen versehen inklusive Freuds Asyl nach 1938 in Frankreich und England. Die Autorinnen haben es verstanden, den weiteren Kontext, den die Arbeiten Freuds und zu Freud lieferten, darzustellen, und zeigen Freud als naturwissenschaftlich orientierten Forscher, der durch einen Rösselsprung alsbald zu einem philosophisch-geschichtlichen wurde.

Antoinette Stettler

Josef M. Schmidt, *Bibliographie der Schriften Samuel Hahnemanns*. Rauenberg, Franz Siegle, 1989. 88 S. Abb. DM 85,-.

Der Autor ist bereits vor einiger Zeit mit seiner Arbeit «Die Publikationen Samuel Hahnemanns» in *Sudhoffs Archiv* (72, 1988, S. 14–36) hervorgetreten. Im Rahmen einer von der Robert-Bosch-Stiftung geförderten Dissertation hat er dort «als verlässliche Grundlage weiterer Forschungen» ein gewissenhaft recherchiertes «Verzeichnis der Publikationen» des Begründers der homöopathischen Methode, Samuel Hahnemann, zur Diskussion gestellt, welche sich von den bisherigen Autoren wie Rudolf Tischner, Wilhelm Ameke, Richard Haehl, Wolf Müller u. a. durch das Fehlen gravierender Mängel und Irrtümer erfrischend unterschied. Im nun vorliegenden Büchlein, dessen Grundlage der erwähnte Artikel in *Sudhoffs Archiv* ist, wurden die meisten Mängel und kleinen Unkorrektheiten jener Arbeit korrigiert und bibliographische Fakten beigelegt. Die Arbeit genügt nun auch hohen Ansprüchen von seiten von Bibliotheken, Antiquariaten und der Bibliophilie. Im Anschluss an die eigentliche Bibliographie finden sich die Titelblätter der wichtigsten Schriften Hahnemanns abgebildet. Ein Verzeichnis der herangezogenen Bibliographien sowie ein alphabetisches und ein chronologisches Verzeichnis sämtlicher im Hauptteil aufgeführten Schriften beschliessen – als praktische Orientierungshilfe – das vorliegende Werk.

Nachdem eine «Erneuerung aus dem Ursprung» (K. Jaspers) auch in der Homöopathie zum Gebot der Stunde geworden ist, stellt die Arbeit von J. Schmidt eine wertvolle Hilfe für jeden Therapieforscher dar, der sich ernsthaft mit der Geschichte der Homöopathie auseinandersetzen will.

Hahnemanns Lehre wurde im Laufe der Zeit durch fachlich ungenügend fundierte Interpretationen, die oft nur Meinungen oder Glaubensbekenntnisse darstellen, ins Zwielicht gerückt; eine fachinkompetente Publizistik allein aus den letzten Jahrzehnten lastet, um mit dem Medizinhistoriker W. Artelt zu sprechen, wie «Schutt» über den einer klaren Herausarbeitung harrenden, essentiellen Denkinhalten bei Hahnemann, was J. Schmidt diskret in seiner Einleitung antönt.

Der Rezensent empfindet es als Mangel in der Konzeption des Buches, dass nur Arbeiten von Hahnemann berücksichtigt wurden, die von ihm selbst zur Publikation vorgesehen waren oder publiziert wurden.

Viele bedeutende Briefe Hahnemanns (die z. T. nicht nur in einem Auktionskatalog von 1962 erfasst, sondern auch in homöopathischen Fachzeitschriften publiziert wurden), die für das Verständnis seiner Gedanken von entscheidender Bedeutung sind (man vergleiche seine ablehnende Haltung gegenüber Paracelsus, von dessen Lehren er wiederholt als «von des Mannes unverständlich Kauderwelsch» schreibt), bleiben somit unerwähnt. Dies gilt leider auch für das «Herzstück» im Werk Hahnemanns, seine 38 Quartbände in deutscher und die 15 vorwiegend in französischer Sprache verfassten Krankenjournale bzw. Krankengeschichten (die ja auch z. T. bereits publiziert sind), welche aus seinem praktischen Vorgehen den Schlüssel für das Verständnis mancher allein aus der Lektüre seiner theoretischen Schriften schwer verständlicher Passagen liefert und die Concludenz seines Handelns, sein induktiv-empirisches Vorgehen, klar belegen. Nun, vielleicht wird uns der Autor des sehr zu empfehlenden kleinen Werkes mit einer weiteren Publikation überraschen...

Lukas Fäh

Isabelle Wohnlich-Despaigne, *Les Historiens français de la médecine au XIX^e siècle et leur bibliographie*. Préface de Pierre Chaunu, Membre de l'Institut. Paris, J. Vrin, 1987. 422 pp. Ffr. 225.-. ISBN 2-7116-0933-2.

Il faut accueillir avec gratitude tout instrument de travail qui procurera non seulement des informations au chercheur, mais pourra lui donner de nouvelles idées. Comme le remarque le préfacier, «Madame Wohnlich-Despaigne [...] à la tête de la Bibliothèque et des services de documentation de l'INSERM à l'Hôpital Saint-Lazare, domine une information immense.» Elle a dépouillé un nombre impressionnant de collections, de périodiques, de dictionnaires. La bibliographie est établie selon l'ordre alphabétique des auteurs. Grâce à un index des noms, on retrouvera très rapidement ce qui s'est écrit au XIX^e siècle sur Paré, Patin ou Bordeu, etc. Les éloges acadé-

miques, qui apportent si souvent une vue générale de la carrière d'un savant, ne sont pas omis. L'index des matières, plus difficilement maîtrisable, oblige parfois à quelques tâtonnements. Dans une introduction générale, l'auteur inventorie judicieusement les différents styles de l'histoire médicale au XIX^e siècle. Ce n'est pas la même histoire qu'écrivent praticiens, savants, érudits, philologues, journalistes. Pouvons-nous reconnaître nos exigences scientifiques chez ces historiens? Il y a des pages – il suffit de mentionner Littré et Daremberg – qui sont restées solides et utiles. Mais ce que nous apprendrons surtout, grâce à cette bibliographie, c'est à réfléchir sur l'histoire de l'historiographie médicale. En quel sens l'histoire de la médecine a-t-elle changé depuis bientôt deux siècles? La question vaut d'être posée. Et la recherche se trouve grandement facilitée par ce répertoire.

Jean Starobinski

Peter Krivatsy, *A Catalogue of seventeenth century printed books in the National Library of Medicine*. Bethesda, Maryland, U. S. Dept. of Health and Human Services, National Library of Medicine, 1989. XIV, 1315 S. \$45.– (USA); \$ 56.25 (foreign orders). Order No. 017-052-00255-4. (NIH Publication No. 89-2619).

Françoise Dubourg, *Les livres anciens de médecine et de pharmacie. Catalogue de la Bibliothèque municipale de Toulouse*. Toulouse, Coédition Centre Régional des Lettres Midi-Pyrénées [et] Privat, 1988. 598 S., 5 Bl. Abb. Frf. 400.–. ISBN 2-7089-8825-5; 2-907173-01-4.

Die heute grösste medizinische Bibliothek der Welt wurde 1836 von der United States Army als Library of the Surgeon-General's Office in Bethesda Maryland gegründet. Nach mehrmaliger Umbenennung (1922 Army Medical Library, 1952 Armed Forces Medical Library) erhielt sie 1956 den noch heute gültigen Namen *National Library of Medicine* und wurde dem Gesundheitsdepartement unterstellt. Die National Library of Medicine (NLM) ist nicht allein durch ihre beinahe unermesslichen Bestände, sondern ebenso durch vorbildliche bibliographische Tätigkeit führend geworden. Als bibliographische Nachschlagewerke von Weltruf seien der Index-Catalogue of the Surgeon-General's Office (1880–1954), der Index Medicus und die Bibliography of the History of Medicine (seit 1964) erwähnt. Mit dem vorliegenden Band gelangt nun ein weiteres, fünf Bände umfassendes Unternehmen zum Abschluss: das Verzeichnis der bibliothekseigenen medizinischen Druckwerke seit Erfindung des Buchdrucks bis zum Jahre 1801. Der abschliessende, das 17. Jahrhundert erfassende Katalog, ist 1315 Seiten stark und beinhaltet 13 300 Titel. Neben Monographien sind Dissertationen, Disputa-

tionen, Pamphlete und Zeitschriften aufgenommen. Die sich durch Sorgfalt und Vollständigkeit auszeichnende Bibliographie ist für alle in der Medizingeschichte tätigen Bibliothekare und Bibliographen unentbehrlich. Für den medizingeschichtlich interessierten Leser ist der Katalog jedoch nur beschränkt brauchbar, fehlt doch ein Sach- bzw. Schlagwortverzeichnis. Es ist also innert angemessener Zeit nicht möglich herauszufinden, welche Werke dieses Zeitraumes zum Beispiel der Pest oder Chirurgie gewidmet sind. Trotz dieser Einschränkung bleibt der sehr preisgünstige, auch als Microfiche erhältliche Katalog ein wertvolles Hilfsmittel. Im Zeitalter der elektronischen Datenverarbeitung soll erwähnt werden, dass der laufend ergänzte Katalog mit einem Spezialverzeichnis der Drucker, Druckorte und Drucksprachen elektronisch zugänglich gemacht wurde.

Einer bibliographisch ähnlich gearteten, wenn auch vom Umfang her bescheideneren Aufgabe, versucht der Katalog der alten medizinischen und pharmazeutischen Bücher der *Stadtbibliothek Toulouse* gerecht zu werden. Die Stadtbibliothek Toulouse entstand 1865 durch die Vereinigung zweier Bibliotheken; aus der 1772 durch den Abbé d'Héliot gegründeten Bibliothèque du Clergé und der 1782 durch Loménie de Bernuy reorganisierten und bereicherten Bibliothèque du Collège Royal, die aus einer Jesuitenbibliothek hervorgegangen war. Der Katalog führt 2007 Titel, darunter 19 Inkunabeln, der Rest sind Druckwerke zwischen 1501 und 1815. Erklärtes Ziel der Herausgeber ist es, den Reichtum der Bibliothek zu zeigen und das Interesse daran zu wecken. Dieses Ziel soll in erster Linie durch eine vorbildliche Erschliessung erreicht werden. Der Katalog ist zu diesem Zweck thematisch, d.h. nach Sachgebieten und dem Umfang des Katalogs entsprechend nicht zu engen Schlagwörtern geordnet. Was die bibliographischen Angaben anbelangt, sind sie, abgesehen von den fehlenden Lebensdaten der Autoren, vergleichbar. Als Besonderheit sind, sofern bekannt, Herkunft, frühere Besitzer und Exlibris aufgeführt. Der mit 34 aus verzeichneten Werken entnommenen Illustrationen geschmückte Katalog verfügt über mehrere Spezialregister: ein Autorenverzeichnis, ein Verzeichnis der Druckorte und Drucker, ein Verzeichnis der Herkunft und früheren Besitzer sowie eine tabellarische Übersicht mit Angabe der Anzahl Bücher nach Druckort und Jahrhundert. Durch diese wertvollen Verzeichnisse haben die Herausgeber ihr Ziel erreicht. Der vorliegende Katalog braucht den Vergleich mit dem oben besprochenen grossen Nachbarn keineswegs zu scheuen und die medizingeschichtlich interessierten Leser der Region Midi-Pyrénées können um dieses Nachschlagewerk nur beneidet werden.

Thomas Böni

Ove Hagelin, *Rare and important medical books in the Library of the Swedish Society of Medicine*. A descriptive and annotated catalogue. Stockholm, Svenska Läkaresällskapet, 1989. 176 S. Illustr. (Svenska Läkaresällskapets Handlingar; Hygieia, Acta Societatis Medicorum Suecanae, vol. 98, part 4, 1989). SKr. 395.—. ISSN 0349-1722.

Die alten Werke der Bibliothek der schwedischen Gesellschaft für Medizin (Svenska Läkaresällskapet/SLS) lagerten lange, ganz unstandesgemäss, in einem Kellerraum. Weil sie nie als das kulturelle Erbe erkannt wurden, das sie tatsächlich darstellen, entging ihre Bedeutung selbst den engsten Bezugspersonen, seien es Donatoren oder Empfänger. Erst als der Antiquar Ove Hagelin 1986 von der Gesellschaft eingeladen wurde, wenigstens einmal einen Augenschein über das vorzunehmen, was da zwischen Heizungsrohren und Wasserleitungen lagerte, offenbarten sich ihm und den Vertretern der Gesellschaft Schätze, von denen ein Antiquaren- oder Bibliothekarenherz meist nur träumen kann. So fand sich in einem der ersten Bände, den Hagelin aus dem Gestell zog, gleich eines der wichtigsten Werke in der Geschichte der Medizin, William Harveys «De motu cordis» in der Erstausgabe von 1628! Nach dieser Entdeckung in der bis anhin ungenutzten Büchersammlung wurde die gesamte Bibliothek auf weitere Raritäten durchgesehen. Ove Hagelin schied daraus die seltensten und wertvollsten Werke aus, um sie in einer eigenen «rare book»-Abteilung der Gesellschaft zusammenzuführen. Dieses nun laufende Projekt sieht vor, jedes dieser Werke umfassend zu katalogisieren und wissenschaftlich zu kommentieren. Um weitere Kreise über diese Pläne zu informieren, wurde die im vorliegenden Band publizierte, repräsentative Auswahl von rund 90 Werken zusammengestellt. Es sind weitere Bände vorgesehen, die jeder einem bestimmten Themenkreis gewidmet sein sollen.

Die Katalogaufnahmen in bester Antiquarentradition geben alle nur wünschbare Zusatzinformation, wie Lebensdaten des Autors, Formate (sowohl in buchkundlicher wie in Millimeter-Angabe), Einbandbeschreibung, Kollationen, Illustrationen, Provenienzen, sowie eine umfassende Beschreibung und Würdigung der Werke in ihrem medizin-, buch- und kulturgeschichtlichen Zusammenhang. Zahlreiche Illustrationen, einzelne als Farbtafeln, ergänzen diese vorbildlichen Ausführungen. Eine alphabetische Liste der Werke ist dem Textteil vorangestellt und erlaubt einen raschen Überblick über die Schätze; quer durch das Alphabet finden wir so neben dem schon erwähnten Harvey Leopold Auenbruggers «Inventum Novum ex Percussione» (1761), Claude Bernards «Introduction à l'Etude de la Méde-

cine Expérimentale» (1865), Jacques Mathieu Delpechs «De l'Orthomorphie» (1828), Jean'Baptist van Helmonts «Ortus Medicinae» (1652), Robert Listers «On the Antiseptic Principle in the Practice of Surgery» (1867), Abroise Parés «Opera chirurgica» (1594) oder Thomas Willis' «Cerebri Anatome» (1664). Man darf auf die Folgebände dieser kostbaren Sammlung gespannt sein! Das Verzeichnis der früheren Besitzer enthält u. a. Namen wie Sven Hedin, Königin Christina von Schweden, Nils Rosen von Rosenstein oder Napoleon I. Nützlich ist auch die reiche Bibliographie mit rund 140 Titeln.

«Einer der Gründe, warum alte Bücher in unseren heutigen Bibliotheken oft so vernachlässigt behandelt werden, liegt im Unverständnis mancher Behörden, die nicht sehen, dass ein altes Buch erheblich mehr ist als nur Literatur. [...] Zwar sind die Texte meist in einer moderneren Ausgabe verfügbar. Jedes Exemplar eines alten Buches ist jedoch in seiner Art einmalig, ein Unikat, ein historisches Dokument, und müsste somit sorgfältigst für zukünftige Zeiten erhalten und bewahrt werden wie jedes andere Museumsobjekt. [...] Wie bei einem archäologischen Fund kann auch das eingehende Studium eines alten Buches dem modernen Wissenschaftler eine Menge Informationen über seine Geschichte preisgeben» (Göran Falkenberg im Vorwort).

Die Kenntnis der kulturgeschichtlichen Bedeutung der Frühwerke ist mancherorts verlorengegangen. Das Wissen um diese reiche Quelle, gerade auch im Bereich Medizin und Medizingeschichte, müsste vermehrt gepflegt und verbreitet werden. Kataloge wie der vorliegende geben dazu eine ausgezeichnete Einführung. Die in den fundierten Beschreibungen und Kommentaren enthaltene Hintergrundinformation erschliesst dem Leser eine faszinierende Welt. Vor uns liegt ein Handbuch, das auch jeder Bibliothekar oder Bibliograph immer wieder mit Gewinn konsultiert.

Heidi Seger

Sergio Sconocchia, *Concordantiae Scribonianae*. Hildesheim, Olms-Weidmann, 1988. XI, 390 S. (Alpha-Omega, Reihe A, XCII). DM 148,-. ISBN 3-487-09116-X.

Con il presente indice gli studiosi di Scribonio Largo dispongono di un altro importante strumento di lavoro.

Le *Compositiones* di Scribonio, medico romano dell'epoca di Claudio, hanno suscitato l'interesse, sia dei filologi, sia dei medici fin dal '500: importante esempio di volgare è apparsa la lingua, una preziosa documentazione della farmacologia romana del I° s. d. C. il contenuto.

Le concordanze, che hanno visto la partecipazione, a vari livelli, di circa

11 persone (cfr. la *praefatio*), si fanno apprezzare oltre che per le informazioni solitamente fornite da tali strumenti (catalogazione esaustiva di ogni forma documentata nel testo), per un supplemento, o meglio, ulteriore elaborazione delle stesse: le allografie, le frequenze delle varie forme e le parole greche.

La lemmatizzazione delle allografie, che in un primo momento potrebbe apparire inutile, anche perché in teoria attribuibili alla tradizione manoscritta, in realtà, almeno in taluni casi, si dimostra un utile elemento di qualificazione della lingua di Scribonio, infatti talune appaiono chiari volgarismi, grecismi e/o tecnicismi.

Gli amanti delle statistiche possono trovare nelle concordanze Scriboniane un vero paradiso: indice della frequenza assoluta e quella relativa alle tre parti delle *Compositiones* (introduzione, ricettario ed indice), indice della frequenza decrescente ed indice inverso. Anche le parole greche pur essendo, relativamente a quelle latine, una esigua minoranza, in tutto 46, trovano nelle Concordanze un trattamento pienamente paritario. Completa l'opera l'*index nominum*: medici, personaggi illustri, nomi geografici.

Le parole greche, come anche i nomi propri raccolti e indicizzati a parte, sottolineano e descrivono, quasi da soli, caratteri e realtà della medicina romana del I° s. d. C., come ad es. l'origine greca di moltissimi medicamenti, la usualità della lingua greca nell'ambito dei medici dell'epoca, le fonti non solo letterarie ma anche orale della tradizione farmaceutica, talune modalità della pubblicità del prodotto farmaceutico ecc.

La concordanza di S., grazie ai prodigi dell'informatica, toglie al filologo ed allo storico della medicina la parte più meccanica del suo lavoro, quella della statistica, e fornisce dati preziosi per la ricerca. Innocenzo Mazzini

Carmélia Opsomer, *Index de la pharmacopée du I^{er} au X^e siècle*. Hildesheim, Olms-Weidmann, 1989. 2 Bde. LXXVIII, 824 S. (Alpha-Omega, Reihe A, CV). DM 248,-. ISBN 3-487-09191-7; 3-487-09192-5.

L'indice divulga solo una parte dei dati raccolti con il computer nel quadro del progetto Theorema (Thesaurus par Ordinateur des Recettes Médicales Anciennes), portato avanti congiuntamente dal «Centro Informatico di Filosofia e Lettere» e dal «Centro di Storia delle Scienze e delle Tecniche dell'Università di Liegi». È limitato alla raccolta dei semplici, documentati in circa 28 000 ricette collocabili in un ambito cronologico di dieci secoli, dal

I° d. C. al X. Le ricette schedate provengono da trattati terapeutici, erbari, antidotari e ricettari.

Va detto subito che il presente indice è diverso da tutti gli altri apparsi fino ad ora, per essere fondato, non su un solo autore o testo, ma una pluralità particolarmente ampia e, soprattutto, cronologicamente estesa (10 secoli). Non sono state schedate le ricette ancora inedite o difficilmente collocabili nell'ambito cronologico scelto, ma ciò non potrà infirmare se non nei dettagli le conclusioni che si possono trarre dalla valutazione dei dati offerti.

Le conclusioni, o se si preferisce, le informazioni e gli indizi che tale indice può fornire al ricercatore attento, sono decisamente tanti e straordinari, sia sul piano della lingua, sia, e direi soprattutto, su quello della trasformazione e/o evoluzione-involuzione della scienza fitoterapica e farmaceutica in generale, dell'economia, dei traffici, ecc. Qualche esempio: (1) chi nota come solo in certe traduzioni latine (Dioscoride, Paolo Di Egina, ecc) ricorrono nomi greci di semplici, che pur hanno un corrispondente latino di largo uso, quali *argyrytis* per *mercurialis*, *asclepias* per *dracontium*, *peganum* per *ruta*, ecc, può subito avere una prima impressione sul livello di conoscenza del latino e/o dell'arte da parte del/i traduttore/i; (2) se si osserva come certi prodotti o vegetali, legati ad una determinata zona geografica compaiono solo in certi autori ed in un certo periodo, si può pensare che essi costituivano un elemento tipico della farmaceutica locale: solo Oribasio, Paolo di Egina, Alessandro di Tralle e lo Ps. Teodoro Prisciano, ad es., utilizzano il *sal cappadocicus*, o solo Cassio Felice il *sal alexandrinus*, solo negli autori africani, quali Celio Aureliano e Muscione, compare la *palmula thebana*, ecc.

Nell'indice dell'Opsomer è preziosa anche la presentazione iniziale dei vari autori e/o opere-raccolte indicizzati: per alcuni come Celso o altri, le informazioni sono facilmente rintracciabili, ma non sempre è così per ricettari rari e pressoché sconosciuti, pubblicati in edizioni rarissime e introvabili.

A fronte di tanta utilità e vantaggi, il lavoro lascia alcune perplessità sul piano della disposizione e raccolta del materiale.

Non si capisce bene il criterio che ha guidato la curatrice nell'assegnare un numero ad ogni autore od opera: se, come sembra, quello del raggruppamento, diciamo così per generi (ricettari, trattati terapeutici ed erbari) e, al suo interno, quello dell'ordine cronologico, allora non si comprende perché la *Medicina Plinii* segua Marcello Empirico, o perché Cassio Felice l'Antidotario di Bruxelles; non si comprende nemmeno perché la *Ginecologia di*

Leningrado debba essere posta tra gli erbari, dato che è un trattato ginecologico, per la precisione una traduzione frammentaria del II° libro del pseudoippocratico *De mulierum affectibus*.

È difficilmente comprensibile la radicale normalizzazione di tutti i lemmi, anche quelli più lontani dalla forma classica unica lemmatizzata: può essere veramente problematico per l'utente che vuole controllare la fonte, riconoscere ad es. in *zucara* il *saccharum* dell'indice. Innocenzo Mazzini

Matthias Lexer, *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch* in der Ausgabe letzter Hand. Nachdruck der 3. Aufl. von 1885. Stuttgart: S. Hirzel, 1989. XVIII, 413 S. DM 24,80. ISBN 3-7776-0471-2.

Die wissenschaftliche Grundlage für die mittelhochdeutsche Lexikographie ist noch heute das in drei Bänden 1854–1866 erschienene «Mittelhochdeutsche Wörterbuch» von G. F. Benecke, W. Müller und F. Zarncke, den Wortschatz nach etymologischen Gruppen ordnend. 1872–1878 schuf Matthias Lexer im Alleingang und mit bewundernswerter Ausdauer sein ebenfalls dreibändiges «Mittelhochdeutsches Handwörterbuch» als streng alphabetisch angeordneten Index und zugleich Supplement zum «Wörterbuch». Bereits 1879 gab Lexer sein «Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch» heraus, ein handliches, vor allem für Germanistikstudenten bestimmtes Bändchen, das den gesamten Wortschatz des «Handwörterbuchs» wiederum in streng alphabetischer Reihenfolge mit neuhochdeutschen Interpretationen, aber ohne jegliche Belege enthält. Dieser sogenannte *Kleine Lexer* hat sich im Germanistikbetrieb der Universitäten bestens bewährt, liegt doch heute bereits die 37. Auflage vor. Mit den laufenden Editionen freilich wurde der Taschen-Lexer von den Herausgebern (seit der 18. Edition) ständig verändert: Die streng alphabetische Anordnung ging teilweise verloren, indem einerseits durch Anreihung von Komposita «Wortnester» entstanden, andererseits insgesamt vier Nachtragsverzeichnisse erschienen, die freilich bis heute noch nicht in den Hauptbestand integriert sind. Der vorliegende Nachdruck der 3. Auflage von 1885 ist Lexers Ausgabe letzter Hand, sozusagen die Krönung seines jahrzehntelangen Bemühens um einen alphabetischen Index einer Sprache von vier Jahrhunderten (etwa 1050–1450). Dass dieser Wortschatz für immer unvollständig bleiben muss, «so lange frische quellen zuströmen und auch die alten bei jeder neuen durchsicht noch ausbeute gewähren» (Vorwort zum 3. Band des Handwörterbuchs), war Lexer eine selbstverständliche Erkenntnis. In den letzten Jahrzehnten sind bekanntlich auch zahlreiche medizinische Traktate in (spät)mittel-

hochdeutscher Sprache im Druck zugänglich gemacht worden. Deren Fachterminologie fehlt also meistens im Taschen-Lexer. Das Bändchen wird aber heute von Fachgelehrten verschiedenster historischer Disziplinen gerne benutzt, weil der Grundwortschatz des Mittelhochdeutschen darin weitgehend verzeichnet ist und die neuhochdeutschen Bedeutungen, obgleich einzelne heute bereits etwas altväterisch klingen, das unmittelbare Verständnis erleichtern helfen.

Peter Ochsenbein

Monographs

Wolfgang Strübig, *Geschichte der Zahnheilkunde*. Eine Einführung für Studenten und Zahnärzte. – Köln: Deutscher Ärzte-Verlag, 1989. 184 S. Ill. DM 34,80 (Taschenbuch). ISBN 3-7691-1099-4.

Wolfgang Strübig ist Professor für Präventivzahnmedizin am Universitätskrankenhaus Eppendorf in Hamburg. Sein Buch entstand aus seiner Vorlesungsschrift heraus und ist für Studenten, für Zahnärzte und für den akademischen Unterricht gedacht. Seine Arbeit umfasst 14 Kapitel. Das 1. Kapitel schildert das zahnmedizinische Wissen der primitiv-magischen Medizin. Die folgenden Kapitel befassen sich chronologisch mit der zahnärztlichen Medizingeschichte bis ins 19. Jahrhundert. Das letzte Kapitel behandelt die zahnärztliche Professionalisierung. Kurz dargestellt werden die Verhältnisse in der Schweiz, in Deutschland und in Österreich. Im Anhang werden die 14 Kapitel tabellarisch zusammengefasst. Ebenfalls wird dort auf die europäischen zahnmedizinischen Sammlungen, die in medizinhistorischen und zahnärztlichen Instituten vorhanden sind, verwiesen.

Die Arbeit von Strübig trägt eine Auswahl bereits vorhandener zahnmedizinisch-historischer Untersuchungen zusammen. Obwohl Strübig ein grosses Literaturverzeichnis aufführt, fehlen Anmerkungen im Text. Damit beachtet Strübig das Kriterium der wissenschaftlichen Nachprüfbarkeit nicht. Dies hat zur Folge, dass seine Arbeit als historisches Nachschlagewerk nicht verwendbar ist

Guido Sigron

H. L. Houtzager (red.), *Pieter van Foreest*. Een Hollands medicus in de zestiende eeuw. Amsterdam, Rodopi, 1989. 96 pp. illustr. (Serie-uitgave van de Stichting Historia Medicinae, No. 3). Hfl. 25.-; US-\$ 12.50. ISBN 90-5183-156-0.

Pieter van Foreest (1521–1597) war bereits zu Lebzeiten ein berühmter niederländischer Arzt: «Hippocrates Batavus si fuit ille fuit» heisst es auf

seinem Grabstein. Er studierte Medizin in Leuven und in verschiedenen italienischen Städten, wo Renaissance-Vertreter wie Andreas Vesalius zu seinen Lehrern zählten. Zunächst praktizierte er in seiner Heimatstadt Alkmaar. Anlässlich einer Pestepidemie wurde er 1557 als Stadtarzt nach Delft berufen. Auf dem Höhepunkt seiner Karriere durfte er den Freiheitshelden Prinz Wilhelm von Oranien behandeln. Nach dessen Ermordung 1584 wurde er mit der Obduktion und Einbalsamierung der Leiche beauftragt. Seine *Opera Omnia*, «Observationum et curationum medicinalium ac chirurgicarum libri XLIII», welche während Jahrhunderten als medizinisches Standardwerk galten, sind heute eine Fundgrube für Medizinhistoriker.

Um diesen «holländischen Hippokrates» geht es im vorliegenden Büchlein. Es wurde im November 1989 herausgegeben als dritter Teil in der Reihe der «Stiftung Historia Medicinæ». Es enthält fünf zum Teil illustrierte Vorträge, die anlässlich der 25-Jahr-Feier der Pieter van Foreest-Stiftung gehalten wurden. Diese Stiftung, welche die Förderung der medizinischen Wissenschaft im weitesten Sinne bezweckt, wird vom ersten Referenten (C. de Bruijne) vorgestellt. Die vier weiteren Referenten beleuchten nacheinander Foreests Lebenslauf (H. A. Bosman-Jelgersma), seine medizinischen Schriften (in englischer Sprache: Vivian Nutton), das Amt des Stadtarztes im 16. Jahrhundert (M. J. van Lieburg) und Foreest als Leibarzt des Prinzen von Oranien (H. L. Houtzager). Die Beiträge ergänzen sich und vermitteln ein farbiges Bild des unermüdlichen Praktikers und durch die Renaissance geprägten Gelehrten, andererseits aber auch seines medizinischen Alltags während der Turbulenzen des 80jährigen Krieges (1568–1648).

Liesbeth Huizink

Petra Jungmayr, *Georg von Welling (1655–1727)*. Studien zu Leben und Werk. Stuttgart, Franz Steiner, 1990. 196 S. (Heidelberger Studien zur Naturkunde der frühen Neuzeit, Band 2). DM 66,–. ISBN 3-515-05399-9; ISSN 0935-6576. (Dissertation Heidelberg)

Die Autorin macht sich das «Opus mago-cabbalisticum» Wellings zur Grundlage ihrer Studie. Dieses Opus ist eklektisch, vor allem aus Paracelsus' und van Helmonts Werken geschöpft. Praktische, handwerkliche Chemie hat Welling kaum ausgeübt und ist damit seiner Zeit einen ganzen Schritt hintendrein. Seine spekulativen Betrachtungen hatten aber einen recht weiten Einfluss, namentlich auf Geheimgesellschaften (Rosenkreuzer, Freimaurer). Die sehr interessante Abhandlung über spekulative Chemie, wie sie

neben der realistischen betrieben wurde, ist für die Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts äusserst aufschlussreich, insbesondere, da die Autorin auch russische Bibliotheken benutzen konnte. Antoinette Stettler

Heinz Goerke, *Carl von Linné 1707–1778 – Arzt, Naturforscher, Systematiker*. 2. erweit. Aufl. Stuttgart, Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, 1989. 236 S. 28 Abb. (Grosse Naturforscher, Band 31). DM 38,–. ISBN 3-8047-0959-1.

Gesamtdarstellungen über das Leben des Linnaeus existieren in deutscher Sprache nur wenige. Ausser der weit zurückliegenden von D. H. Stoeber (1792) und J. v. Gistel (1873) gibt es in unserem Jahrhundert nur diejenigen von E. Ribbing 1918 und K. Hagberg 1946/1957. Die Neuauflage der Linné-Biographie von Heinz Goerke aus dem Jahre 1960, Bd. 31 der Reihe: «Grosse Naturforscher», Stuttgart, ist deshalb sehr zu begrüßen und dürfte einem echten Bedürfnis aller entsprechen, die sich mit der Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften im 18. Jahrhundert befassen. Wie man dem Vorwort zur zweiten Auflage entnimmt, hat der Autor allerdings den Text der ersten Auflage weitgehend beibehalten, aber das Literaturverzeichnis für die Jahre 1966 bis 1988 ergänzt. Die vorliegende Darstellung zeichnet sich durch Solidität und Objektivität aus, stammt von einem sehr vielseitig versierten Verfasser und ist deshalb sehr zu empfehlen. Wer aber bereits K. Hagberg gelesen hat, wird wohl etwas vom sprachlichen Schwung vermissen, der bekanntlich manchen Werken Linnés eigen war. Die gründliche Biographie ist auch nicht für diejenigen geschrieben, die sich rasch einen Überblick über die Bedeutung Linnés verschaffen möchten. Der Botaniker denkt dabei an das Kapitel über Carl von Linné in K. Mägdefrau: *Geschichte der Botanik*, wo auf knapp 10 Seiten in lebendiger Weise das Wesentliche von Linnés systematischen Bestrebungen zusammengefasst wird, mindestens soweit sie die Pflanzen betreffen. Heinrich Zoller

Horst Gravenkamp, *Geschichte eines elenden Körpers. Lichtenberg als Patient*. – Göttingen: Wallstein Verlag, 1989. 175 S. (Lichtenberg-Studien, Band II). DM 48,– (engl. brosch.). ISBN 3-89244-008-5.

Aus über zweitausend einschlägigen Selbstzeugnissen und rund zweihundert Äusserungen von Zeitgenossen rekonstruiert der Autor – Internist und Leitender Medizinaldirektor a. D. – die Krankengeschichte des Göttinger Physikers und Schriftstellers Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799). Nach einer kurzen Übersicht über die Herkunft des Hypochondrie-Begriffs

und dessen Mehrdeutigkeit zu jener Zeit führt das Kapitel «Buckelbildung und Kleinwuchs» zur anatomisch-physiologischen Grundlage von Lichtenbergs Leidensgeschichte; diese wird anschliessend in vier Kapiteln chronologisch entwickelt und detailreich belegt. Der Anhang bringt die Quellennachweise und einen Bericht über «eine misslungene Lichtenberg-Exhumierung», die 1983 in Göttingen ein Skelett zu Tage förderte, das keineswegs den (ebenfalls im Anhang enthaltenen) zahlreichen zeitgenössischen Belegen zu Lichtenbergs Statur entspricht.

Der Autor kommt zum Schluss – und hier liegt zweifellos das Verdienst seiner Arbeit –, dass das in der biographischen Literatur eingebürgerte Bild Lichtenbergs als des ängstlich auf seine mehr oder weniger eingebildeten Leiden bedachten Hypochonders zu Unrecht besteht und dadurch bedingt ist, dass die somatischen Grundlagen seiner Existenz oftmals zu wenig ernst genommen wurden. Vielmehr wird klar, dass Lichtenberg eine sich im fortschreitenden Alter verschlimmernde und komplizierende Kyphoskoliose, die nicht nur seine Leistungsfähigkeit einschränkte, sondern ihn auch gesellschaftlich disqualifizierte, bewundernswert mutig ertrug, auch wenn – oder indem – er seinen Zustand mit grosser Sensibilität, zwischen selbstironischer Abwehr und elementarer Angst schwankend, in Worte fasst wie kaum ein anderer vor und nach ihm.

Der «Patient» Lichtenberg, wie ihn H. Gravenkamp sieht, ist nicht so sehr das Gegenüber seiner Ärzte – diese bleiben an der Peripherie – sondern vielmehr der isolierte «elende Körper», dessen Befindlichkeit vom Ich Lichtenbergs registriert und ausgesprochen wird. So steht der Aspekt des «elenden Körpers» im Zentrum der eingehenden Analyse, die auch zeitgenössische und neuere medizinische Literatur bezieht. Die pathophysiologische Argumentation gelingt überzeugend für die nach zahlreichen Zeugnissen feststehende schwere Wirbelsäulenveränderung und ihre ungünstigen Auswirkungen auf Herz und Kreislauf. Dass aber Pleuritis, Abmagerung und Husten in den 1770er Jahren doch auch durch eine Lungentuberkulose bedingt waren, scheint m. E. nicht so unwahrscheinlich, wie der Autor aus der Tatsache, dass Lichtenberg um Jahrzehnte überlebte, annehmen zu dürfen glaubt.

Die Fokussierung auf das «Somatische» hat zur Folge, dass das «Psycho-Soziale» in der Studie weniger stark gewichtet erscheint; es wird in grösseren oder kleineren Exkursen zum chronologischen Bericht zwar erwähnt, aber nicht deutlich in seinen möglichen Wechselwirkungen auf den Krankheitsverlauf und dessen subjektive Wahrnehmung miteinbezogen. Eher beiläufig

vernimmt der Leser beispielsweise die Tatsache, dass Lichtenberg gerade während jener lebensbedrohlichen Erkrankung, die als «Knick in der Lebenslinie» gilt, eine Ehe einging, die seine Kollegen als «Mésalliance» betrachteten, dass er mit seiner Frau fünf Kinder zeugte, intime Beziehungen zu Dienstboten pflegte, Alkohol-Probleme hatte usw. In einer leib-seelischen Gesamtschau müssten diese «Begleit-Befunde» zu Lichtenbergs Geschichte seines «elenden Körpers» zweifellos umfassender gewürdigt werden.

Urs Boschung

Marlene J. Norst, *Ferdinand Bauer. The Australien natural history drawings.*

London, British Museum of Natural History, 1989. 120 p. Fig. (Art in natural history, 1). £. 9.95. ISBN 0-565-01048-4.

Die Österreicher Ferdinand (1760–1826) und Franz Andreas Bauer (1758–1840), Söhne des niederösterreichischen Hofmalers Lucas Bauer, gehören zu den bekanntesten Malern und Stechern des Königlichen Gartens von Kew unter der Direktion Sir Joseph Banks.

Sir Joseph Banks hat auch die Australienexpedition der «H. M. S. Investigator» angeregt. Ferdinand Bauers Ruf als Illustrator von Sibthorps «Flora Graeca» ermöglichte ihm, als «Natural History Draughtsman» teilzunehmen. 1801 begann die beschwerliche Reise der «Investigator». Trotz widrigen Umständen, Krieg und Krankheit vieler Seeleute, brachte Bauer 1805 nebst vielen Präparaten gegen zweitausend Skizzen zurück. Er schuf danach über 300 Gouachen. Nur wenige seiner Werke erreichten zwischen 1806 und 1814 als Tafeln in mehreren Einzellieferungen die Öffentlichkeit.

Jahre später verliess Ferdinand Bauer England, kehrte nach Österreich zurück und verbrachte seinen Lebensabend in der Nähe Wiens. Seine Arbeiten sind deshalb heute über halb Europa verstreut. Skizzen und Blätter von grosser Qualität finden sich nicht nur in Oxford und London, sondern auch in Göttingen und Wien.

Marlene J. Norst ist es gelungen, ausgearbeitete Blätter den zugehörigen Vorstudien gegenüberzustellen. Entstanden ist ein vorzüglich gestaltetes, rund hundert Seiten starkes Heft, das sich gleichermassen an den historisch interessierten Tier- und Pflanzenfreund und den Liebhaber schöner Bücher richtet.

Hans-Konrad Schmutz

Joachim Hans Schawalder, *Der Physiologe Ludimar Hermann (1838–1914): Berlin – Zürich – Königsberg.* Zürich, Juris, 1990. 94 S. Portr. (Zürcher

medizingeschichtliche Abhandlungen, Nr.210). SFr.24.—. ISBN 3-260-05258-5.

Die Monographie beschreibt Leben und Werk des Physiologen Ludimar Hermann in Berlin, Zürich (1868–84) und Königsberg. Als Schüler von Johannes Müller und Emil du Bois-Reymond wurde er zu einem Vertreter der in Deutschland erblühenden naturwissenschaftlichen Medizin und zu einem hervorragenden Experimentator, vor allem auf dem Gebiet der Muskelphysiologie. Seine nicht mehr in Einklang mit du Bois-Reymond stehenden Forschungsergebnisse führten, wie das in jener Zeit üblich war, zu einem persönlichen Zerwürfnis. Hermann hat seine Tätigkeit jedoch auch auf Neuropsychiologie, Stoffwechsel, Sinnesphysiologie und sogar Toxikologie ausgedehnt. Leider vermisst man in einem gewissen Masse eine kritische Würdigung und Abgrenzung seiner eigenen Verdienste auf dem Hintergrund der Geschichte der Physiologie. Der Autor behandelt die Jahre in Zürich besonders ausführlich. Dies scheint berechtigt, enthalten sie doch neben viel Erfolgen in der Forschung die Begründung eines durch zahlreiche Auflagen gehenden Lehrbuchs und die Herausgabe des umfangreichen Handbuchs der Physiologie sowie auch Abhandlungen zu aktuellen Themen wie der Darwinschen Deszendenzlehre und der Vivisektion. Auch zum beginnenden Frauenstudium hat er Stellungnahmen verfasst, welche sich wohltuend von denjenigen inzwischen berüchtigt gewordener Kollegen abheben. Die Persönlichkeit dieses Physiologieprofessors erhält Profil sowohl durch den Autor als auch aus der Feder der Schüler. Die Schrift ist gut gegliedert und enthält ein ausführliches Personenregister. Marcel H. Bickel

Walter Purkert, Hans Joachim Ilgauds, *Georg Cantor 1845–1918*. Basel, Boston, Stuttgart, Birkhäuser, 1987. 262 S. Portr. (Vita Mathematica, Band 1). SFr.48.—. ISBN 3-7643-1770-1.

In der Reihe «Vita Mathematica» legt der Birkhäuser-Verlag als ersten Band die Biographie «Georg Cantor» vor. Die Autoren, W. Purkert und H. J. Ilgauds, Mitarbeiter des Karl-Sudhoff-Instituts für Geschichte der Medizin- und der Naturwissenschaften der Universität Leipzig, haben ein von ihnen verfasstes, beim Teubner-Verlag, Leipzig, 1985 erschienenes Buch gleichen Titels beträchtlich erweitert, dazu einen umfangreichen Dokumenten-Anhang und eine umfangreiche Bibliographie hinzugefügt. Das Resultat kann sich sehen lassen.

In neun Kapiteln werden Leben, Werk und Wirkung Georg Cantors, des Begründers (oder besser: des Schöpfers) der Mengenlehre, gründlich und

kompetent dargestellt. Anfänglich bekämpft, trat deren Bedeutung für die gesamte Mathematik immer deutlicher zutage. David Hilbert, der berühmte Göttinger Mathematiker, spricht vom «Paradies, das Cantor uns geschaffen» und versteht damit die Mengenlehre als Grundlagendisziplin der Mathematik. Eng verknüpft mit den sog. «mengentheoretischen Antinomien» entwickelt sich deshalb im 20. Jahrhundert die «Grundlagenkrise der Mathematik», eigentlich mehr Anlass für faszinierende Fortschritte als Krise!

Diese Zusammenhänge werden im vorliegenden Werk auch dem mathematischen Laien, der vor den streng logisch-mathematischen Erläuterungen kapituliert, plausibel erklärt. Grossen Raum nehmen die Ausführungen zu Cantors faszinierender, ja schillernder Persönlichkeit ein. Sein zentrales Lebensthema ist die Mathematik und Philosophie des Unendlichen. Sein Engagement gilt aber auch beispielsweise der Bacon-Shakespeare-Theorie. Er veröffentlicht eine Schrift «Ex oriente lux», die sich mit der Entstehung des Christentums und einer Kritik gewisser Dogmen befasst. Er setzt sich mit den philosophischen Richtungen seiner Zeit auseinander, verteidigt den Thomismus, erstrebt eine Harmonie zwischen Glauben und Wissen. Er hält eine Vorlesung über den Mystiker Jakob Boehme, schreibt einen Brief an Papst Leo XIII., polemisiert gegen Ernst Haeckel, bemüht sich erfolgreich um die Gründung der Deutschen Mathematiker-Vereinigung und um die Durchführung internationaler Mathematiker-Kongresse (der konstituierende Kongress fand 1897 in Zürich statt). Und Cantor leidet auch: unter den Anwürfen des Mathematikers Kronecker, der von der Mengenlehre nichts hält; unter der Herabsetzung, die darin besteht, dass ihm nie eine Professur an einer bedeutenderen Universität (z. B. Berlin) angeboten wurde; und schliesslich unter den Zwängen und Umständen seiner Krankheit, einer endogenen Psychose manisch-depressiven Charakters.

Wissenschaftsgeschichte hat Konjunktur, und das zu Recht! Leben und Werk grosser Gelehrter sind verzahnt. In der vorliegenden Biographie Georg Cantors wird das exemplarisch gezeigt.

Herbert Funk

Pavol Ivanyi (Ed.), *Realm of tolerance*. Proceedings of a meeting in memory of Professor Milan Hašek, October 5–8, 1988 in Ommen/Amsterdam. – Berlin; Heidelberg [etc.]: Springer-Verlag, 1989. – XIX, 314 pp. Ill. DM 64,– (hardcover). ISBN 3-540-51056-7.

Milan Hašek (1925–1984) war ein bedeutender Biologe, insbesondere Immunologe in der Tschechoslowakei. 27 seiner nach 1968 über die ganze Welt zerstreuten Schüler organisierten vom 5. bis 8. Oktober 1988 ein Treffen zu

seinem Andenken in Ommen/Amsterdam. Die zu diesem Anlass vorgetragenen Referate bilden den Inhalt dieses Buches.

Wieviel Talent Hašek um sich zu vereinigen vermochte, erhellt aus dem Anhang, in dem alle Publikationen seiner Schüler aufgeführt sind, die sie nach Verlassen Prags verfasst haben: Mehr als 1500 Artikel, davon 35 in *Nature*, 35 im *Journal of Experimental Medicine*, 45 im *European Journal of Immunology* und 110 im *Journal of Immunology*. Dies gibt eine Idee vom Verlust, den die tschechoslowakische Wissenschaft erlitten hat, jene Art von Aderlass, den nur totalitäre Regimes glauben sich leisten zu können.

Die meisten Beiträge beginnen mit Erinnerungen an die Prager Zeit und versuchen die Persönlichkeit Hašeks zu umkreisen. Sie sind gefolgt von mehr oder weniger konventionellen Berichten über die seitherige wissenschaftliche Tätigkeit der Autoren. Hašek war ein Hüne von Gestalt und ein Mensch voller Lebenslust, von sagenhafter Trinkfestigkeit und mit einem seltenen Talent für Freundschaften. Als ehrlich überzeugter Kommunist begann er seine ersten Versuche im Sinne Mitschurins und Lysenkos. Sein gutes Verhältnis zu den politischen Instanzen erlaubte ihm, manche Privilegien für sein Institut sicherzustellen: Kontakte mit dem Westen, Auslandsreisen, Aufnahme von Besuchern. Dennoch blieb er als Wissenschaftler unbestechlich. Obschon ihm der Nobelpreis versagt blieb, gilt er als der von Burnet und Medawar unabhängige, sogar etwas frühere Entdecker des Phänomens der Immunologischen Toleranz.

Künftige Historiker werden aus diesem Buch einige Hinweise auf die grosse Zeit der Immunologie in Prag herausfiltrieren können. Was unerklärt bleibt, ist der Entschluss Hašeks, auch nach 1968 dort zu bleiben, selbst nachdem man ihn 1970 seines Direktorpostens enthoben hatte. War das der richtige oder der falsche Entschluss? Jedenfalls zeigt die Verehrung, die seine Schüler ihm heute noch entgegenbringen, dass es, unabhängig von jeder Ideologie, immer noch zwei Arten Menschen gibt: die Anständigen und die Lumpen. Daran sollte man sich vielleicht vermehrt erinnern, wenn Pauschalurteile über Menschen unter Diktaturen gefällt werden.

Jean Lindenmann

Tractrix. Yearbook for the history of science, medicine, technology and mathematics. Vol.1/1989. Amsterdam, Ed. Rodopi, 1990. 155 p., illus. Hfl. 67.– (for institutions). Hfl. 35.– (for individual subscribers); free to members of the Dutch Society for the History of Medicine and Science. ISSN 0924-0829.

Ein Jahrbuch, das sich «tractrix» nennt, hat zunächst einen verwirrenden Namen; doch dieses Wort wird sofort einsichtig für denjenigen, der sich in der Mathematikgeschichte auskennt: Tractrix war die Namensschöpfung für eine Kurve, die Huygens bei seinen Studien über den Kegelschnitt erfand. «Tractrix» hat als Ziel, die noch unerschlossenen Quellen niederländischer Wissenschaftsgeschichte näher zu durchleuchten, ohne aber internationale wissenschaftsgeschichtliche Belange auszunehmen.

Der vorliegende Band erweist sich thematisch weitgefächert und ist, man möchte sagen, ein *Mixtum compositum*. Da ist ein Artikel eben über die «Tractrix», einer über den Schiffbau im 15. und 16. Jahrhundert, über Descartes' Fiebertheorie, über medizinische «Hausierer» (*itinerant medical practitioners*) in den Niederlanden, ein technischer Artikel über den frühen Uhrenbau. Dazu kommt eine längere Arbeit über Pascal, sein Verhältnis zu Religion und Wissenschaft.

Das Jahrbuch «Tractrix» steckt sich demnach ein recht hohes Ziel, das mit den vorliegenden Artikeln durchaus erreicht wird. *Vivant sequentes!*

Antoinette Stettler

Hildegard Sobel, *Hygieia, die Göttin der Gesundheit*. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1990. VIII S., 2 Bl., 136 S. Taf. DM 42,- (Mitglieder); DM 54,- (Buchhandel). ISBN 3-534-10919-8.

Hygieia, griechisch für «Gesundheit», gilt in der Altertumskunde als personifizierte Wunschvorstellung, was mit einem lebendigen Kult schlecht vereinbar ist. Probleme stellt auch der archäologische Befund. Warum setzen Hygieia-Darstellungen erst gegen 400 v. Chr. ein, wenn der Kult sicher mindestens hundert Jahre älter ist? Warum erscheint die *Tochter* des Asklepios in der Kunst als Braut oder gar als Matrone, warum feiert sie ein archaischer Dichter als «altehrwürdigste der Seligen»?

Zur Klärung solcher Probleme liefert Sobels knappe und trockene Zusammenstellung der Schrift- und Bildüberlieferung bestenfalls das Rohmaterial. Eine Hygieia genannte untypische Figur kommt auf Vasen des späten 5. Jhs. v. Chr. im Umkreis der Aphrodite vor. Ein weibliches Pendant des Asklepios spielt auf spätklassischen Votivreliefs aus Kultorten griechischer Heilgötter eine prominente Rolle. Zahlreich sind auch römische Kopien und Varianten von Statuen etwa des Skopas und des Praxiteles. Kleinkunst in Ton und Bronze, Gemmen und Münzen, schliesslich spätantike Elfenbeinreliefs zeugen von der Kraft der Hygieia-Verehrung bis in christliche Zeit und bis in die Peripherie der antiken Welt.

Neue Einsichten in das Wesen der schlangenernährenden Begleiterin des Asklepios und der schon um 500 v. Chr. auf der Akropolis verehrten Athena-Hygieia sind erst von einer präzisen bildgeschichtlichen Analyse zu erwarten, die nicht vom Namen, sondern von der Figur auszugehen hat: von ihrem Aussehen, ihren Attributen, ihren Beziehungen. Wenn Hygieia Göttinnen wie Kore-Persephone, Themis und Tyche oder mythischen Gruppenwesen wie Musen, Nymphen, Hesperiden ähnlich ist, dann zeigt dies tiefere Affinitäten an. Hinter der personifizierten Wunschvorstellung ist eine wirklich verehrungswürdige religiöse Gestalt wohl noch zu entdecken.

Cornelia Isler-Kerényi

Chris E. Paschold, *Die Frau und ihr Körper im medizinischen und didaktischen Schrifttum des französischen Mittelalters*. Wortgeschichtliche Untersuchungen zu Texten des 13. und 14. Jahrhunderts. Mit kritischer Ausgabe der gynäkologischen Kapitel aus den «Amphorismes Ypocras» des Martin de Saint-Gilles. – Pattensen/Han., Horst Wellm Verlag, 1989. 265 S. (Würzburger medizinhistorische Forschungen, Band 47). DM 59,–. ISBN 3-921456-87-8.

Für seine wortgeschichtliche Untersuchung wählte Paschold französische medizinische Literatur aus dem Mittelalter, darunter die Übersetzung der gynäkologischen Kapitel aus den Aphorismen des Hippokrates von Martin de Saint-Gilles (1365). Diese umfassen Themen zur weiblichen Anatomie, Menstruation, Fortpflanzung, Sexualität und zu Krankheiten des Uterus.

Seine Untersuchung gliedert Paschold in zwei Teile. Der erste ist eine Inventarisierung und Analyse des Wortschatzes der mittellalterlichen Frauenheilkunde, der zweite ist die Edition der gynäkologischen Kapitel der «Aphorismes Ypocras» des Martin de Saint-Gilles mit eigenem Glossar und Erläuterungen.

Im Vergleich von verschiedenen medizinischen Texten für die universitäre Lehre und für Ärzte mit solchen aus Werken für Laien stellt Paschold fest, dass eine klare Trennung zwischen medizinischer Fachsprache und Gemeinsprache für diese Zeit nicht durchführbar ist. Er hält fest, dass die Übersetzer genötigt waren, für Krankheiten, für die die Volkssprache keine Bezeichnungen besaß, entsprechende Termini neu zu schaffen. Im Synonymenreichtum der altfranzösischen Literatursprache vermutet Paschold eine Variatio im Sinne der antiken Rhetorik, die den Gebildeten vertraut war. Unter den häufigen Metaphern, die der euphemistischen Verhüllung dienen, erkennt er eine Vorliebe für Metaphern aus dem Pflanzenreich, besonders

wenn es um Menstruation oder Embryologie geht. Die Mehrdeutigkeit der neutralen Termini und die Subjektivität der Schriftsteller sind für ihn ein weiterer Beweis dafür, dass der Wortschatz der mittelalterlichen frauenheilkundlichen Texte nicht mit dem einer modernen wissenschaftlichen Fachsprache gleichzusetzen ist.

Mit seinen fundierten Studien liefert Paschold einen wertvollen Beitrag zur Sicherung und Erweiterung der Kenntnisse vom Sprachschatz des Mittelalters.

Ingrid Müller-Landgraf

Heinz Balmer und Beat Glaus (Hrsg.), *Die Blütezeit der arabischen Wissenschaft*. Zürich, Verlag der Fachvereine vdf, 1990. 2 Bl., 139 S. SFr. 35.–. ISBN 3-7281-1593-2.

Die vorliegende Aufsatzsammlung ist ein Desiderat inmitten allgemeiner Übersichten wie Montgomery Watts «Einfluss des Islam auf das Mittelalter» (Berlin 1989) oder spezieller wie Manfred Ullmanns «Islamic Medicine» (Edinburgh 1978, Islamic Surveys 11).

Den beiden Herausgebern ist es gelungen, fünf Spezialisten für die Bereiche Philosophie, Medizin, Mathematik, Musiktheorie sowie Physik und Chemie zu finden. Jeder Kontribuent spürt für sein Gebiet genau den Ort oder den Weg auf, an dem ein muslimischer Gelehrter aufgrund der Rezeption und Assimilation des antiken Erbes eine neue Idee gefunden oder sogar ein neues Programm erstellt hat, sei es zur Harmonisierung mit der Religion des Islam wie in der Philosophie oder zur Schaffung eines theoretischen Überbaus wie in der Musiktheorie, sei es im Sinne einer Fachwissenschaft wie der Mathematik, der Medizin, der Physik und Chemie, und verfolgt dann die Spur weiter ins lateinische Abendland.

Gerhard Endress erörtert den «arabische(n) Aristoteles und die Einheit der Wissenschaften im Islam». Johann Christoph Bürgel betitelte seinen Artikel «Mohammad oder Galen? Das Doppelgesicht der Heilkunst in der arabischen Kultur» und stellt die wissenschaftliche Medizin und ihre Errungenschaften der seit dem 12. Jh. wuchernden sog. «Prophetenmedizin» gegenüber. Yvonne Dold-Samplonius beleuchtet in den «Quadratic Equations in Arabic Mathematics» die geometrische Darstellung der quadratischen Gleichung. «Die arabische Musiktheorie zwischen autochthoner Tradition und griechischem Erbe» diskutiert Benedikt Reinert. Friedemann Rex arbeitet in den «Grundlegende(n) Beiträge(n) der arabischen Wissenschaft zum Werdegang von Physik und Chemie» den arabischen Hauptbeitrag zur

Synthese von alter Physik und angewandter Mathematik und zur Entstehung einer «Fachwissenschaft» (Al-)Chemie klar heraus.

Die einzelnen Beiträge sind annotiert und mit einem Literaturverzeichnis quellenmässig sorgfältig belegt. Der Sachtitel «Blütezeit der arabischen Wissenschaft» hält durch die Stichproben aus sechs Wissenschaftsgebieten, was er verspricht. Dieses kleine Buch ist in seiner Prägnanz und methodischen Stringenz kaum zu überbieten und stellt einen Meilenstein dar für jeden, der ein besseres Verständnis der arabisch-sprachigen Wissenschaften in dem noch oft fälschlich als «dunkel» bezeichneten Mittelalter sucht und sich sachkundig machen will.

Friedrun R. Hau

Ulrich Knefelkamp, *Das Heilig-Geist-Spital in Nürnberg vom 14.–17. Jahrhundert*. Geschichte, Struktur, Alltag. – Nürnberg, Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg, 1989. 438 S. Abb., Karten. (Nürnberger Forschungen, Band 26). DM 48,–. ISBN 3-87191-144-5

und:

Ulrich Knefelkamp, *Stiftungen und Haushaltsführung im Heilig-Geist-Spital in Nürnberg vom 14.–17. Jahrhundert*. Bamberg, Selbstverlag, 1989. 230 S. Abb., 1 Faltkarte. DM 32,–. ISBN 3-87191-145-3.

Der Autor hatte sich als Ziel gesetzt, ein Gesamtbild über Struktur und Leben im spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Spital zu entwerfen. Die Möglichkeit dazu gab die Auswertung des umfassenden Quellenmaterials über das Heilig-Geist-Spital im Stadtarchiv Nürnberg. Die Fülle des Materials machte es sogar nötig, die Untersuchung in zwei Bänden vorzulegen.

Der Untertitel des ersten Teiles – Geschichte, Struktur und Alltag – gibt die grossen Kapitel an, in die der Stoff gegliedert ist. Der erste einleitende und kürzeste Abschnitt beginnt mit der Beschreibung der Gründung durch Konrad Gross und versucht dessen Motive zu dieser immensen Stiftung zu fassen. Ein kurzer Abschnitt verfolgt die Geschichte des Spitals seit seiner Gründung bis in die heutige Zeit. Zur Baugeschichte und -typologie werden kurze Hinweise gemacht.

Das Hauptgewicht liegt in den beiden nächsten Kapiteln. Das erste beschäftigt sich mit der inneren Ordnung und der Struktur des Spitals. Zuerst wird die Organisation des Personals zur Führung und Verwaltung, zur pflegerischen und geistlichen Versorgung in der für die Zeit eigenen Gewichtung beschrieben: Einem gut ausgebauten Verwaltungsapparat, der die Kontrolle über das Spital und seine Einkünfte ermöglichte, stand in der Anfangszeit ein eher bescheiden dotiertes Pflegepersonal gegenüber. Die

Verhältnisse verbesserten sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Die gut organisierte Institution des Spitals wurde in der Bürgerschaft zu einem Anziehungspunkt für weitere Stiftungen, die seinen Fortbestand und Ausbau sicherten. Wichtig für die Medizingeschichte ist die Stiftung des Jörg Keyper am Ende des 15. Jahrhunderts, die für die Anstellung eines Arztes verwendet wurde. Zur geistlichen Versorgung standen den Insassen nach dem Willen des Stifters sechs Geistliche zur Verfügung, deren Zahl in vorreformatorischer Zeit noch erhöht worden war. Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit der Typologisierung der Insassen. Die Hauptmasse machen entsprechend der caritativen Zielsetzung des Stifters die «armen siechen» aus. Wie in vielen anderen bürgerlichen Spitälern war auch Platz vorgesehen für Pfründner. Damit übernahm der Spital Teile der Altersversorgung der Stadt. Das letzte Kapitel wendet sich Alltag, Krankheit und Tod zu. Detailliertes Material zu Leben von Personal und Insassen des Spitals wird dargeboten, aber auch zu Krankheit, Krankheitsverläufen, Geschlechts- und Berufsverteilung und geographische Herkunft der Kranken.

Im zweiten Band werden wir informiert über die Stiftungen und die Haushaltsführung. Auffallend für uns heute, aber nicht ungewöhnlich in der Zeit, sind die vielen Stiftungen für den liturgischen Bereich. Das geht zusammen mit der reichen Ausstattung zur geistlichen Betreuung, wie es im ersten Band dargelegt ist. Wie wichtig die frommen Stiftungen für die Finanzierung waren, wird ablesbar in den wirtschaftlichen Schwierigkeiten, in die das Spital geriet, als nach der Reformation die Bereitschaft, «pro remedio animae» zu stiften, abnahm.

Durch die genaue Bearbeitung der Quellen ist die Untersuchung nach der Intention des Autors mehr als eine gängige Spitalgeschichte geworden. Diese Studie, die uns wertvolle, weil differenzierte Einblicke in den vielfältigen Kosmos eines spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Spitals erlaubt, kommt der Forderung nach detaillierten ortsgeschichtlichen Einzeluntersuchungen nach, wie sie von der Forschung erhoben worden ist. Erst dadurch lässt sich das komplexe Phänomen der frühen Geschichte der Stadtspitäler näher fassen.

Roger Seiler

Sabine Sander, *Handwerkschirurgen: Sozialgeschichte einer verdrängten Berufsgruppe*. – Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, 1989. 383 S. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Band 83). DM 78,-. ISBN 3-525-35745-1.

Die Historikerin Sabine Sander hat mit ihren «Handwerkschirurgen», einer Studie über die Rolle der handwerklich ausgebildeten Chirurgen Altwürttembergs im 18. Jahrhundert, ein «Meisterstück» vorgelegt, das sich zeigen darf. Sowohl städtische wie ländliche Verhältnisse berücksichtigend (regionalgeschichtlicher Ansatz), verwertet sie, und das macht ihre Arbeit besonders wertvoll, vorwiegend Quellenmaterial aus dem Umfeld der Chirurgen selbst (Inventuren, Teilungen, Zunftakten). Sie gelangt dabei für Altwürttemberg, und das muss, wenn man sich den Untertitel des Werkes in Erinnerung ruft, betont werden, zu den folgenden Ergebnissen.

Die Handwerkschirurgen spielten, trotz drittrangiger Stellung in der Hierarchie des Medizinalpersonals, die zentrale Rolle in der medizinischen Versorgung. Ihre Therapie umfasste das breiteste Spektrum an Massnahmen und war für die damalige Zeit rational. Ihre Dienstleistungen stellten, wie die der Ärzte, für weite Kreise der Bevölkerung einen Luxus dar und wurden fast nur von gehobeneren Schichten beansprucht. Nur selten gewährte das Chirurgenhandwerk ein genügendes Auskommen, die meisten Chirurgen waren auf Einkünfte aus dem eigenen Landwirtschaftsbetrieb angewiesen. Ihr Vermögen entsprach meist dem der besseren Mittelschicht. Sie waren auch sozial nicht schlecht gestellt, zahlreiche Chirurgen waren Magistratsmitglieder und gehörten zur lokalen Ehrbarkeit. Abweichend vom zeitgenössischen Handwerk, ist ihre Ausbildung mehr wissenschaftsorientiert: Lateinkenntnisse, Benutzung von Fachbüchern, Fachprüfung anstelle des Meisterstückes. Durch Konkurrenz verschlechterte sich die Marktsituation der Chirurgen, wie die anderer Handwerker, im 18. Jahrhundert zunehmend. Die These der medialen Unterversorgung im Ancien Régime gilt nicht in bezug auf die Chirurgen.

Die rechtliche Stellung und Autonomie der Chirurgen wurde zunehmend untergraben. An diesem Prozess waren die Ärzte, die sich zu ihren schärfsten Gegnern entwickelten, massgeblich beteiligt. Durch zunftinterne Konflikte abgelenkt, nahmen die Chirurgen keinen Einfluss auf die für sie ungünstige Rechtsentwicklung. Ihre tradierten Gewohnheitsrechte verloren gegenüber dem positiv gesetzten Recht, in das sie ihre Anliegen nicht einbringen konnten, an Bedeutung. Die Chirurgen Altwürttembergs wurden (im Gegensatz zu ihren Zürcher Kollegen) nicht in die Reihen der akademischen Mediziner aufgenommen, sondern als Berufsgruppe eliminiert.

Die Autorin übt extensive, oft gerechtfertigte Kritik an den Ärzten unter den Medizinhistorikern, die sie für das noch immer überwiegend negative Geschichtsbild der Handwerkschirurgen verantwortlich macht. Der Ton

ihrer Kritik ist aber nicht geeignet, die Zusammenarbeit zwischen Medizinern und Historikern zu fördern. Dass auf die Mitarbeit der Mediziner nicht verzichtet werden sollte, zeigt die von chirurgischer Unkenntnis zeugende Einschätzung der Blasensteinoperation im 18. Jahrhundert: sie ist, auch vom erfahrenen Schnittarzt ausgeführt, alles andere als «ohne grosse Gefahr für den Patienten» (S. 107). Sabine Sanders Werk ist für alle, die sich mit der handwerklichen Chirurgie des 18. Jahrhunderts befassen, grundlegend und unersetzlich.

Thomas Böni

M. J. van Lieburg, *Van 's-Gravenhaagsche Diakonessen-Inrichting tot Ziekenhuis Bronovo 1865–1990*. Kampen, J. H. Kok B.V., 1990. 249 S. Abb. Hfl. 95,-. ISBN 90-242-6588-6.

Sara Katharina Bronovo (1817–1887) war nicht nur eine fähige Krankenpflegerin, sondern sie hatte auch die Idee der Errichtung eines Krankenhauses, in dem die Pflege von Diakonissen übernommen werden sollte. Innerhalb der schon sehr alten Diakonissenbewegung entstand 1836 in Kaiserswerth ein Krankenhaus, das als Diakonissenmutterhaus ein Vorbild für weitere Krankenhäuser wurde. Katharina de Bronovo gehörte dieser Schwesterngemeinschaft in Holland an. Sie suchte für ihren Plan Unterstützung und fand diese vor allem in adligen Kreisen der «Hofstad Den Haag». So konnte 1865 die «Diakonessen-Inrichting Bronovo» ihre segensreiche Arbeit beginnen. Wie nun diese «Stiftung» sich im Laufe der Zeit entwickelt hat, und wie sie zu einem grossen, modernen Krankenhaus, in dem nahezu sämtliche Fachbereiche vertreten sind, herangewachsen ist, diesen Weg beschreibt der Medizinhistoriker Prof. Dr. M. J. van Lieburg aufgrund der Archivalia und des umfangreichen Photomaterials. So entstand ein Stück Krankenhausgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

Ein ausführlicher Anmerkungsapparat und ein Namensregister erhöhen den wissenschaftlichen Wert des typographisch hervorragend präsentierten Werks.

Willem F. Daems

Brigitta Schader, *Schwindsucht – Zur Darstellung einer tödlichen Krankheit in der deutschen Literatur vom poetischen Realismus bis zur Moderne*. Frankfurt a. M., Bern, New York, Paris, Peter Lang, 1987. X, 318 S. (Europäische Hochschulschriften, Reihe I, Bd. 981). SFr. 66.-. ISBN 3-8204-8651-8.

Eine Arbeit, die nach Gehalt und Form weit über dem Niveau der meisten Dissertationen liegt. Die Autorin hat nach abgeschlossenem Medizinstudium noch Literaturwissenschaft studiert und ist mit der vorliegenden Arbeit als Dr.phil. promoviert worden. Sie behandelt die Darstellung der Lungentuberkulose in den Novellen von Paul Heyse «Unheilbar» (1864), von Arthur Schnitzler «Sterben» (1894) und im Roman «Zauberberg» von Thomas Mann (1924). In den drei ausgewählten Texten spiegelt sich der Wandel vom individuellen Kuraufenthalt zum Gruppenphänomen des Sanatoriums. Sehr instruktiv ist die Untersuchung der Frage nach der angeblich typischen Psyche des Schwindsüchtigen. Im reichhaltigen Literaturverzeichnis vermissen wir einzig die für das Thema sehr wichtige Schrift von Susan Sontag «Krankheit als Metapher».

Carl Haffter

Wolfgang Seeliger, *Die «Volksheilstätten-Bewegung» in Deutschland um 1900. Zur Ideengeschichte der Sanatoriumstherapie für Tuberkulöse*. München, Profil, 1988. 152 S. DM 34,80. ISBN 3-89019-203-3.

Auf Grund der Empfehlungen von Brehmer und Dettweiler wurde die Klimakur zur Standardmethode der Tuberkulosebehandlung.

Nach den ersten privaten Sanatorien errichteten und betrieben karitative Organisationen Heilstätten, speziell in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Auf dem Höhepunkt dieser Bewegung gab es 1906 in Deutschland 65 Volksheilstätten. Die vorliegende Arbeit, die 1987 an der Universität Münster als Dissertation angenommen wurde, bringt eine sehr fleissige und aufschlussreiche Dokumentation zum Thema.

Carl Haffter

Michael Bliss, *La découverte de l'insuline*. Coll. médecine et sociétés, Payot Paris 1988. 402 p. Ca. SFr. 52.—.

L'histoire de la découverte de l'insuline, l'un des événements les plus notables qui aient marqué l'histoire de la thérapeutique de ce siècle, n'avait jamais encore été écrite de façon exhaustive. Michael Bliss – qui enseigne l'histoire à l'université de Toronto – s'est pris de passion pour cette véritable épopée. Un travail considérable lui a permis de réunir une solide documentation, en grande partie inédite, et son ouvrage – édité en langue anglaise en 1982 – vient de faire l'objet d'une excellente traduction française.

Toute l'aventure commence en 1921, l'année où un jeune chirurgien, Frederick Banting, a une idée. A la suite d'une lecture, il se prend à penser

que la ligature du canal de Wirsung pourrait permettre une dégénérescence de la partie exocrine du pancréas tout en préservant les îlots de Langerhans et d'en isoler ainsi une substance «antidiabétique». Après avoir pris l'avis du professeur Macleod, titulaire de la chaire de physiologie de l'université de Toronto, il va passer toutes ses vacances d'été – aidé d'un étudiant, Charles Best – à vérifier cette conjecture sur des chiens. L'hypothèse de départ ne s'avérera pas totalement exacte, mais elle aura permis aux deux chercheurs d'entamer tout une série d'études qui vont les mener au succès, mais non sans de nombreuses mésaventures.

Tout cet historique nous est fait au travers de chapitres passionnants – intitulés *L'idée de Banting*, *L'été 1921*, *Un prodige indescriptible*, *Résurrection*, *Qui a découvert l'insuline?* et *Le temps des célébrations* – dans lesquels l'auteur nous fait revivre cette prodigieuse aventure. Le chapitre *Résurrection* est particulièrement émouvant, puisqu'il relate le calvaire de ces patients en bout de course, d'une maigreur squelettique – rançon d'une diète draconienne – qu'on voit littéralement ressusciter après l'administration des premières doses d'insuline. A la fin de l'ouvrage, l'auteur s'applique à résoudre un problème aussi ardu que captivant : comment rendre à chacun, dans cette découverte, ce qui lui revient en propre. Car Banting, Best, Macleod et Collip ont chacun leurs mérites. Et la décision du Comité Nobel de ne décerner le prix qu'à Banting et à Macleod va entraîner des rancœurs et des conflits sans fin ! Banting annonce immédiatement à la presse qu'il partage sa part avec Best. Macleod en fait aussitôt de même avec Collip, le chimiste. Modestes compensations, qui ne vont que très peu atténuer les réactions d'amertume et de colère, dont certains aspects prirent des formes de violences verbales ou même physiques, expressions bien concrètes des fortes personnalités et des rudes caractères de ces pionniers de la science canadienne.

Ce récit, bourré de renseignements, mais parfois un peu touffu – de par la complexité même du sujet et la richesse de la documentation qu'il apporte – est cependant très agréable à lire et il bénéficie d'une traduction française des plus soignées. Il est complété par d'abondantes notes, des références bibliographiques quasi exhaustives et un index extrêmement détaillé. En conclusion, l'ouvrage de Michael Bliss apporte une contribution de valeur à la connaissance d'une découverte qui a fait date dans l'histoire de la médecine.

Roger Mayer

N.d.R.: Une Histoire de la découverte de l'insuline ne saurait être complète tant qu'elle néglige les travaux, précédant ceux de Banting et Best, de Ludwig Zuelzer à Berlin et de Constantin Paolesco à Paris! Voir à ce sujet: Hans Schadewaldt, *Geschichte des Diabetes mellitus*, Berlin etc. 1975.

Dietrich von Engelhardt (Hrsg.), *Diabetes in Medizin- und Kulturgeschichte*. Grundzüge – Texte – Bibliographie. Berlin (etc.): Springer-Verlag, 1989. X, 539, 2 S. Ill. DM 156,–. ISBN 3-540-50959-3.

Unter dem Titel «Diabetes in Medizin- und Kulturgeschichte» erwartet der unvoreingenommene Leser zunächst ein Buch über die Geschichte des Diabetes mellitus. Die Enttäuschung ist deshalb unvermeidlich, wenn er auf eine Sammlung von Texten über den Diabetes, die Entdeckung des Insulins sowie über verdiente Ärzte und Forscher stösst. Diese Texte sind ohne inneren Zusammenhang dargeboten, es fehlt der wissenschaftliche Kommentar. Sie sind auch von unterschiedlicher Originalität und Qualität. Neben ausgezeichneten Beiträgen wie dem von Hans Schadewaldt über die Geschichte des Diabetes mellitus (aus dem Handbuch der Inneren Medizin 1975) finden sich krause Elaborate wie z. B. Manfred Porkerts «Epistemologische Methoden der Deutung von Krankheiten» (aus einer japanischen medizinhistorischen Zeitschrift). Viele Beiträge haben nur sehr am Rande etwas mit Diabetes zu tun, so der Artikel über Aretaios von Kappadokien (Eugene J. Leopold) oder der Text von Reinhold Müller über die Harnruhr der Altinder, welcher mehr einem Nachschlagewerk über die Harnqualitäten aus indischer Sicht gleicht. Allgemeines Interesse dagegen könnte ein zweiter Artikel von Schadewaldt über Paracelsus und die Zuckerkrankheit, ein Aufsatz von O. Ch. Zimmermann über den Schweizer Johann Konrad Brunner und seine erste Beschreibung des experimentellen Diabetes sowie Schriften von Alexander Marble über John Rollo und seine Diät und von E. P. Joslin über Apollinaire Bouchardat beanspruchen.

Leider wurden keine Abbildungen in die Texte aufgenommen, einige finden sich konzentriert auf je zwei Seiten am Beginn und Ende des Buches. Von Interesse für einen auf dem Gebiet des Diabetes mellitus tätigen Arzt kann die ausführliche Bibliographie mit den wichtigsten Titeln der Primärquellen sowie der Sekundärliteratur sein.

Zusammenfassend kann das Buch mehr dem Forscher empfohlen werden als dem breit interessierten Arzt, welchen wohl mehr die Geschichte des Diabetes mellitus beschäftigt als das, was vor Jahrzehnten in verschiedenen Zeitschriften darüber berichtet wurde.

Beat Morell

Peter Gaudenz Waser, *Psychiatrie, Psychopharmaka und Drogen in Zürich*. Zürich, Kommissionsverlag Beer AG. 92 S. (Neujahrsblatt auf das Jahr 1990, 153. Stück, herausgegeben von der Gelehrten Gesellschaft in Zürich). SFr. 28.—.

Der Autor unternimmt in diesem ansprechenden Bändchen den Versuch einer Zürcher Lokalgeschichte der Psychiatrie und spannt von da den Bogen über psychiatrische Therapieformen und Psychopharmaka bis zur Drogensucht unserer Tage. In einem ersten Teil wird die Geschichte der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli und der Zürcher Anstaltspsychiatrie dargestellt, wobei die Klinikdirektoren von Gudden, Forel, E. Bleuler, H. W. Maier, M. Bleuler und ihre Nachfolger mit ihren wichtigsten Beiträgen profiliert in Erscheinung treten. Ein zweiter Teil enthält die Geschichte der Psychopharmaka und der vorangegangenen somatischen Therapieverfahren. Von besonderem Interesse für den heutigen Leser ist dabei die Darstellung der heute nicht mehr praktizierten Schlafkuren, der Malariatherapie der progressiven Paralyse und des Insulin- und Cardiazolschocks. Der Autor wendet sich hier zu Recht auch gegen die oft von ignoranter Seite versuchte Verunglimpfung der Elektroschocktherapie. In einem letzten Teil werden nach einer nüchternen Beurteilung der Halluzinogene die Gefahren der Genuss- resp. Rauschmittel Alkohol, Nikotin, Cannabis, Cocain und Opioide skizziert und schliesslich ein realistisches Bild der Drogenszene am Beispiel Zürich vermittelt. Die Lösungsvorschläge (Stichwörter: Information, Repression, Drogenkliniken und dezentralisierte Heime) sind naturgemäss ebenso problematisch und anfechtbar wie alle andern bisher geäusserten oder versuchten Lösungen.

Die Schrift enthält viel wertvolle Information, wenn auch mit vereinzelt Fehlern und einer vielleicht zu häufigen Erwähnung eigener experimenteller Befunde und Anekdoten des Autors. Wesentlich jedoch ist die überzeugende Darstellung der internationalen Ausstrahlung der Zürcher Psychiatrie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Einige gute Illustrationen und Porträts sowie ein nützliches Literaturverzeichnis ergänzen den Text.

Marcel H. Bickel

Dorothy C. Wertz; John C. Fletcher (eds.), *Ethics and human genetics. A cross-cultural perspective*. – Berlin; Heidelberg [etc.]: Springer-Verlag, 1989. – XXX, 536 pp. DM 198,—. (hardcover). ISBN 3-540-19224-7.

Schon wieder eines dieser eher bemühenden Bücher, in welchen vor allem Soziologen und Psychologen die Gentechnologie ins Visier nehmen und eine

Horrorvision à la George Orwell über den angeblich von den Genetikern ersehnten genmanipulierten Homunculus von morgen an die Wand malen? Solche Bücher erscheinen derzeit in Serie; sie zeichnen sich aus durch äusserst dürftigen Wissensstand der Autoren, aus Angst geborene Aggressivität und Forschungsfeindlichkeit und den immer wieder vorgebrachten Wunsch nach Reglementierung und womöglich Verbot jeglicher diagnostischer und vor allem pränataler genetischer Untersuchungen.

Nichts von all dem in diesem Buch. Der prominente Ethiker und protestantische Theologe J. C. Fletcher hat eine Umfrage unter Humangenetikern aus neun Ländern der westlichen Hemisphäre, die Schweiz eingeschlossen, durchgeführt. Dabei ging es um die Einstellung der praktizierenden Humangenetiker zu ethischen Problemen, die sich im Zusammenhang mit diagnostischen genetischen Untersuchungen stellen. Die 25 Fragen sind ausgesprochen realitätsbezogen. Im allgemeinen betreffen sie zwei Bereiche: die Frage des direkten Rats und der Diskretion bzw. des ärztlichen Geheimnisses, also der Weitergabe genetischer Untersuchungsergebnisse eines Individuums an Dritte, i. allg. seine Verwandten. Als Auswahl werden jeweils fünf Antworten wiedergegeben: viele, und doch zu wenig. Wenn ein Träger einer Erbkrankheit die Information seiner Geschwister verweigert, obschon diese ein hohes Risiko haben könnten, ein deletäres Gen an ihre Nachkommen weiterzugeben, und obwohl die Möglichkeit der Verhinderung dieser Weitergabe durch die pränatale Diagnose besteht: darf, kann, soll, muss der Humangenetiker diese Verwandten gegen den ausdrücklichen Willen seines Patienten informieren? Wenn sich anlässlich einer genetischen Familienuntersuchung herausstellt, dass der rechtliche Vater eines betroffenen Kindes nicht sein biologischer Vater ist, darf, soll, muss diese Information weitergegeben werden, und wenn ja, an beide Eltern, nur an die Mutter, nur an das Kind, falls es das entsprechende Alter schon erreicht hat? Tut man dies, löst man unter Umständen eine katastrophale Ehe- und Familienkrise aus; unterbleibt die Information, ist eine genetische Beratung gar nicht möglich, da die Risiken entscheidend davon abhängen, wer in einer nächsten Schwangerschaft der biologische Vater ist: der Ehemann oder der biologische Vater des vorausgegangenen Kindes.

Die Resultate der Umfrage werden in einem ersten Teil des vorliegenden Buches präsentiert, unter besonderer Berücksichtigung spezifischer Unterschiede zwischen den verschiedenen untersuchten Ländern. In einem zweiten Teil stellt jeweils ein Humangenetiker aus jedem der beteiligten Länder die Praxis der genetischen Beratung und Diagnostik in seinem Land vor,

wobei selbstverständlich v. a. auf ethische Traditionen und Gepflogenheiten eingegangen wird. Hinsichtlich «Fortschrittlichkeit» oder «Konservativismus» im Umgang mit genetischer Information steht die Schweiz offenbar im Mittelfeld. Charakteristisch ist, dass hierzulande die Respektierung der Schweigepflicht vor die Interessen anderer Individuen gestellt wird und dass alle Genetiker sich für nicht-direktive Beratung aussprechen. D. h., es wird im allgemeinen nicht versucht, den Patienten-Familien Entscheidungen abzunehmen oder sie in irgendeiner Weise in ihren Entscheiden zu beeinflussen.

Das Werk gibt einen ausgezeichneten Einblick in die sich in der Praxis der genetischen Beratung stellenden ethischen Probleme. Leser ohne ärztlichen Hintergrund werden sich vielfach mit der Terminologie schwertun. Ärzte mit Interesse und Kenntnissen in klinischer Genetik werden es mit Spannung und Bereicherung lesen.

Albert Schinzel

Ernst Ziegler (Hrsg.), *Apotheken und Apotheker im Bodenseeraum*. Festschrift für Ulrich Leiner. Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag 1988. IX, 197 S. ill. (Bodensee-Bibliothek, Bd. 35). DM 49,-. ISBN 3-7795-5033-X. Der «Bodensee-Geschichtsverein» gibt Jahreshefte heraus, die seit vielen Jahren vom Konstanzer Apotheker Dr. *Ulrich Leiner* redigiert werden. Zu seinem Jubiläum wurde eine Festschrift mit 14 Beiträgen, vorwiegend von Fachhistorikern, zusammengestellt. Diese Beiträge decken das Thema «Pharmaziegeschichte des Bodenseegebietes» so ziemlich ab: St. Galler Klosterplan, mittelalterliche Gesundheitsregeln, Herbarien, Apotheker-Rechnungen, Apothekengeschichten verschiedener Ortschaften, usw. Wir können nur auf einige der Beiträge hinweisen.

Prof. *Johannes Duft*, der sich vielfach um die Geschichte der Medizin im Bodenseeraum verdient gemacht hat, verehrt dem Jubilar einen Beitrag, der erneut, aber ausführlicher als vorher, das *armarium pigmentorum* und den *herbularius* (im St. Galler Klosterplan) historisch-philologisch unter die Lupe nimmt. Damit schafft Duft ein «frühest fassbares Kapitel der Pharmaziegeschichte des Bodenseegebietes».

Aus einer spätmittelalterlichen Handschrift (1485) des Klosters Thelbach teilt *Eberhard Tiefenthaler Zwölfmonatsregeln* mit. Er vergleicht diese mit dem Text im «Arzneybüchlin» des Hieronymus Bock von 1551. Interessant wäre die Abklärung der Quellsituation gewesen; deshalb fehlen wohl Hinweise auf die Literatur zum Thema.

Der Herbarien-Historiker *Werner Dobras* stellt diesmal «Das älteste

Apothekerherbarium vom Jahre 1594» vor. Es wurde angelegt vom Überlinger Apotheker Hans Jacob Han: ein schönes Stück Botanik-Geschichte!

Auch die «Hohenemser Rechnungsbücher» – veröffentlicht von *Karl Heinz Burmeister* – sind für die Medizingeschichte des Bodenseeraums interessant. Ihr Gebiet erstreckt sich bis zum Bad Pfäfers: am 16. 12. 1742 liess sich Kaiser Franz Joseph «Pfeffers Wasser» zuschicken.

Schliesslich sei auf den hervorragenden Beitrag des St. Galler Stadtarchivars *Ernst Ziegler* hingewiesen: «Zur Apothekergeschichte der Reichsstadt und Republik St. Gallen».

Willem F. Daems

Hermann Fischer, *Metaphysische, experimentelle und utilitaristische Traditionen in der Antimonliteratur zur Zeit der «wissenschaftlichen Revolution» [1520–1820]*. Braunschweig, 1988; Stuttgart, Deutscher Apotheker Verlag. 2 Bl. 188 S. (Braunschweiger Veröffentlichungen zur Geschichte der Pharmazie und der Naturwissenschaften, Band 30). DM 20,–. ISBN 3-7692-1172-3; ISSN 0722-7159.

Beim Aufschlagen und flüchtigen ersten Durchblättern dieses broschierten Büchleins ziehen 160 Seiten mit über 500 zettelkatalogartig abgedruckten Titeln am Auge des Rezensenten vorbei, und dieser fragt sich, was es da zu rezensieren gebe. Doch aus Vorwort – von Prof. Dr. Erika Hickel geschrieben – und Einführung ergibt sich das besondere Interesse an dieser Arbeit. Es ist ein zweifaches. Erstens entspricht sie einem Anliegen des Pharmaziegeschichtlichen Seminars in Braunschweig seit seiner Gründung (1957), nämlich die *Substanzgeschichte* als Ausgangsfrage für historische Forschungen zu unterlegen. Die Originalität dieser historiographischen Betrachtungsweise soll als bedeutsame Alternative zur üblichen Geschichte der Begriffe, Disziplinen und Institutionen genutzt werden (so im Vorwort und Seite 5 formuliert).

Zweitens kann man dem Antimon in der Pharmaziegeschichte eine Sonderstellung insofern einräumen, als es ein gutes Beispiel für die Ambivalenz zwischen Empirie und Spekulation in der Epoche der «wissenschaftlichen Revolution» liefert. Denn die Entwicklung der Wissenschaften in der vom Autor berücksichtigten Zeitspanne (frühe Neuzeit) muss stets im Spannungsfeld von Rationalität und Metaphysik gesehen werden.

Die lange Reihe der zitierten Schriften und Traktate, in denen es (u. a.) um Antimon geht, beginnt mit Paracelsus. Am Schluss ist ein alphabetisch geordnetes Autorenregister nützlich. Als Ergänzung wird ferner hingewiesen auf «Ausgewählte Sekundärliteratur» zum Thema der Abhandlung. Es

sind darin Veröffentlichungen bis 1986 berücksichtigt, so dass der am Thema «Antimon» Interessierte ausgiebig dokumentiert wird. Jean Druey

Gerald Schröder, *NS-Pharmazie. Gleichschaltung des deutschen Apothekenwesens im Dritten Reich*. Ursachen, Voraussetzungen, Theorien und Entwicklungen. Stuttgart, Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, 1988. 296 S. 6 Abb. 5 Tab. DM 78,-. ISBN 3-8047-0951-6.

Alors que d'autres professions, et notamment les médecins, disposaient déjà d'ouvrages relatant pour leur domaine la prise du pouvoir par les Nazis dans l'Allemagne des années trente, il n'existait à ce jour aucun travail de ce genre pour la pharmacie. Le livre de Gerald Schröder, en ayant recours aux archives ainsi qu'aux souvenirs et aux papiers personnels des participants encore vivants, en s'appuyant aussi sur une bibliographie riche, vient brillamment combler cette lacune.

Dans une première partie du livre, l'auteur fournit un aperçu des conditions de la pharmacie allemande après la défaite de 1918 et pendant la République de Weimar. Avec finesse, il analyse les différents problèmes qui ont engendré un profond sentiment d'insatisfaction parmi les pharmaciens allemands et fait bien sentir à travers ces pages toute la complexité, toutes les particularités de la profession. Représentants d'un «gewerblicher Mittelstand», les pharmaciens ressentent en effet pleinement les effets de la crise économique des années vingt, qui non seulement fit baisser leur revenu mais encore servit de révélateur aux contradictions internes de la profession : «crise» entre pharmaciens propriétaires et pharmaciens employés, rôle du personnel auxiliaire créé pendant la guerre, attitude face à l'expansion des spécialités pharmaceutiques...

La deuxième partie de l'ouvrage, la plus longue, est consacrée à la «mise au pas», proprement dite, des structures de la pharmacie, en particulier de la presse et des organisations professionnelles. Cet épisode, qui s'accompagne d'un changement de personnes, et bien sûr de la mise à l'écart des Juifs, est soutenu par un arrière-fond idéologique, par une forme de corporatisme éthique. Les Nazis propagent une politique professionnelle qui se prétend soucieuse de simplicité et de sens de l'honneur, empreinte aussi d'un désir de retour aux sources, qui devait faire naître une profession unie et pure ayant éliminé les stigmates d'un libéralisme économique pervers. Mais sous ce masque idéologique et sous une façade institutionnelle, perce une violence sous-jacente.

Le livre s'arrête en 1935. Souhaitons que G. Schröder poursuive un jour son travail et étudie avec la même intensité les années qui conduisent à la guerre et à la chute du III^e Reich.

François Ledermann

Lothar Dittrich und Annelore Rieke-Müller. *Ein Garten für Menschen und Tiere*. 125 Jahre Zoo Hannover. Hannover, Josef Grütter, 1990. 227 S. reich illustr. DM 54,80. ISBN 3-9801063-2-2.

Zum 125jährigen Bestehen des Zoo Hannover schrieben dessen Direktor Dr. Lothar Dittrich und die Naturwissenschaftshistorikerin Annelore Rieke-Müller die reichbebilderte Festschrift «Ein Garten für Menschen und Tiere» mit dem Anliegen, den Weg einer solchen Institution durch die Geschichte aufzuzeigen – ein sehr mühsamer Weg, wie er für die meisten zoologischen Gärten typisch ist. Die sehr gründliche Darstellung interessiert daher nicht nur die Hannoveraner, sondern gilt im Prinzip – mit Ausnahme etwa der spezifischen Kriegseinwirkungen – nahezu allgemein. Im Grunde lassen sich fast alle Probleme der Gründung, der Entwicklung und der wissenschaftlichen Auswertung von Zoos auf finanzielle Schwierigkeiten zurückführen. Mit viel Geld lassen sich grosse Grundstücke erwerben, biologisch einwandfreie Anlagen errichten, faszinierende und schutzbedürftige Tiere halten, genügend qualifiziertes Personal für Pflege und Forschung beschäftigen, wirksame Werbung betreiben usw. Da die Zoos, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, im Gegensatz zu den botanischen Gärten keine Universitätsinstitute sind, müssen sie sich oft mit unakademischen Mitteln wie Biergärten, Gaststätten, Volkskonzerten, Spielplätzen, Völkerschauen und lunaparkmässigen Attraktionen Geld zu beschaffen versuchen, was dann wieder Vorwürfe auslöst wie fehlender Bildungscharakter, Abgleiten auf die Rummelplatz-Stufe usw. Das kann seinerseits den Verlust seriöser Sponsoren und Besucher zur Folge haben. Der harte Weg zu einem Zoo als Kulturstätte mit Bildungs- und Forschungsaufgaben, gleichzeitig als Erholungsraum und im Dienste der Arterhaltung stehend, war auch in Hannover nur mit Hilfe der öffentlichen Hand und von Sponsoren zum Ziel zu führen.

Etwa zehn Prozent des wohldokumentierten Buches bestehen aus ganzseitigen Inseraten, die je mit einer Seite Zoo-Text in Verbindung gebracht werden. Heute ist der Jubiläumszoo allgemein bekannt, vor allem wegen seiner gitterlosen Anlagen, seiner vielen verschiedenen Antilopen und seiner erfolgreichen Elefantenzucht. Als eine Besonderheit hat die jahrzehntelange fruchtbare Verbindung mit der international tätigen Tierhandelsfirma Hermann Ruhe im benachbarten Alfeld zu gelten.

Heini Hediger

François Ellenberger, *Histoire de la géologie, tome 1: Des Anciens à la première moitié du XVII^{me} siècle*. (Petite collection d'Histoire des Sciences, Technique et Documentation). Paris, Lavoisier, 1988. 352 pp., 14 figs. Ffr. 165.—. ISBN 2-85206-457-x.

Die Europäer der Antike und des Mittelalters lebten in einem begrenzten Raum und in einer überblickbaren Zeit. Mit dem Aufkommen des heliozentrischen Systems verlor die Erde im 16. Jahrhundert ihre zentrale Stellung im Universum; es sollte aber bis zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert dauern, bis auch die zeitliche «Heimat» verloren ging, als man erkannte, dass die überlieferte Menschheitsgeschichte nur einen winzigen Bruchteil der gesamten Geschichte des Planeten umfasste. Im Grunde ist es erstaunlich, wie wenig Gedanken sich die Menschen über die Entstehung und Entwicklung der Erde machten – und machen.

Dies geht auch aus dem schönen Werk von François Ellenberger hervor. Es ist sehr gründlich recherchiert, fast ausschliesslich auf Originaltexte abgestützt und erschliesst neue, unerwartete Quellen zur Geschichte der Geologie.

Trotz wichtiger Erkenntnisse auf dem Gebiet der physischen Geographie und trotz einiger prophetischer Verse von Lukrez und Ovid haben die antiken Autoren kein zusammenhängendes Erdbild entwickelt. Zu Recht weist der Autor auf die übertriebene Wertschätzung hin, welche Mittelalter und Renaissance dem geschwätzigen Plinius angedeihen liessen.

Wesentlich Neues bringt das Kapitel über das Mittelalter. Da sind die erstaunlichen Einsichten der Brüder der Reinheit (Ihwân-al-Safî), welche im 10. Jahrhundert in Bagdad wirkten; da ist Ristoro d'Arezzo, der 1282 die erste präzise geologische Terrainbeschreibung lieferte (S.95), da ist der allgemeine Eindruck geistiger Freiheit im 13. Jahrhundert. Die Humanisten der Renaissance haben eine Geschichtsfälschung begangen, als sie über ihrer Anbetung der Antike diese Denker vergassen; allerdings waren sie von ihnen durch das schreckliche 14. Jahrhundert getrennt.

Hoch über die vielen gedruckten Werke der Renaissance ragen die handschriftlichen Notizen von Lionardo da Vinci heraus. Zur Natur der Fossilien, zu Erosion und Sedimentation liegen hochinteressante Beobachtungen und Gedanken vor, und wenn er von «li piegamenti delle falde delle pietre» schreibt (S.119), so ist hier erstmals tektonisches Denken ausgesprochen. Conrad Gessner wird ansprechend gewürdigt (S.161), und Martin Luther steuert einige sehr selbstsichere Dicta bei. Der Flame Jan van Gorp (Goropius) liefert ein prächtiges Beispiel dafür, wie gute Beobachtungen,

scharfe Logik und einige «falsche» Prämissen ein abstruses Gedankengebäude erzeugen können.

Das 17. Jahrhundert steht natürlich unter dem Zeichen von Descartes, der eine rationale, wenn auch nicht auf Beobachtungen gestützte Theorie der Erde aufstellte. Beides zusammen, cartesische Gedankendisziplin und scharfe Naturbeobachtung, sind beim Dänen Nikolaus Stensen (Steno) vereinigt, der in Florenz sein Hauptwerk, «*De solido intra solidum naturaliter contento prodromus dissertationis*» (1669) verfasste und seine letzten Jahre als katholischer Prälat in der norddeutschen Diaspora verbrachte. Ellenberger gibt eine eingehende und einführende Analyse des Prodrömus, einschliesslich einer Diskussion der toskanischen Geologie, welche die Forschungen Stenos in ihren konkreten Rahmen stellt. Mit dem Prodrömus hatte die Geologie ihre wesentlichen Paradigmata gefunden; direkte Nachwirkung hatte Stenos Durchbruch zunächst in England.

François Ellenberger war einer der Protagonisten bei der Erneuerung der alpinen Geologie in den fünfziger Jahren. In der letzten Zeit hat er sich vor allem den Grundproblemen und der Geschichte der Geologie zugewendet, wobei er profunde Sachkenntnis sowohl auf dem naturwissenschaftlichen als auch auf dem historischen Gebiet besitzt – eine allzu seltene Kombination. Das Buch liest sich nicht rasch, vor allem weil der Autor, zu Recht, bei den Übersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen mehr Wert auf Präzision als auf Eleganz legt. Ellenberger ist ein sehr ernsthafter Forscher; er möchte nicht, dass man über die Irrwege unserer Vorväter lächelt. Ich bin hierin etwas anderer Meinung: man darf lächeln, vorausgesetzt dass man bereit ist, über seine eigenen Denkfehler zu lachen oder sich ihrer zu schämen. Bei den wenigen ganz Grossen, Lionardo und Steno, vergeht einem das Lächeln von selbst. Das Buch will ausdrücklich zum Studium der (heute z. T. gut zugänglichen) Originalliteratur hinleiten und enthält auch eine gut durchdachte Bibliographie. Bei der Illustration hätte der Verlag etwas grosszügiger sein dürfen. Man kann dem zweiten Band von Ellenbergers Werk mit grossem Interesse entgegensehen.

Rudolf Trümpy

G. L. Herries Davies, Antony R. Orme, *Two centuries of earth science 1650–1850*. Papers presented at a Clark Library Seminar 3 November 1984. Los Angeles, William Andrews Clark Memorial Library, University of California, 1989. IX, 92 S. Portr. \$ 12.–.

«A science receives its character», von G. L. Herries Davies, behandelt die frühe Entwicklung der Geologie, bis etwa 1670. Es ist ein typischer akademi-

scher Vortrag, sehr ansprechend, mit dem verschrobenen Humor eines anglo-irischen Don, geschrieben.

Gehaltvoller ist der andere Artikel, «The twin foundations of geomorphology», von Antony R. Orme, der die Periode 1650 bis 1850 diskutiert. Hauptprobleme sind die Strömungsverhältnisse in Flüssen und die Fragen der Hangstabilität. Der erste Aspekt, «Foundation in historical Earth Sciences», bleibt zwar in üblichen Clichés stecken (die Geologie wurde von James Hutton erfunden etc.); dafür ist der zweite Aspekt, «Foundation in Classical Mechanics» gut dokumentiert und enthält auch übersichtliche Tabellen. Die Rolle kontinentaler Forscher (z.B. Daniel Bernoulli) und Institutionen (z.B. der Ecole des Ponts et Chaussées) wird gebührend gewürdigt. Der Dualismus der geomorphologischen Forschung – historischer und physikalischer Aspekt – wird auch durch die Kontroverse zwischen W.M. Davis und G.K. Gilbert in den U.S.A. illustriert. Geographen und Bauingenieure werden diesen Teil mit Interesse lesen. Rudolf Trümpy

George Basalla, *The evolution of technology*. Cambridge [etc.], Cambridge University Press, 1988. VIII, 248 S. Abb. (Cambridge History of Science). £ 25.– (hard covers), £ 8.95 (paperback); \$ 32.50/\$ 10.95. ISBN 0-521-22855-7; 0-521-29681-1.

The history of technology has long been treated as a compilation of inventions and heroes, of revolutions, Basalla states, while it really should be seen as a more subtle and complex evolution. In his carefully constructed and well-documented study, Basalla argues for the latter view. In this he introduces no conceptual surprise to professional historians, who have long agreed that the field of the history of technology has outgrown its “heroic”, amateur-oriented phase. But Basalla does bring many little known details from several fields outside the discipline to bear on a cogent argument which serves to document the standpoint well. Basalla is a “generalist”, he approaches technology as a cultural and societal phenomenon. His focus is not primarily that of the “internalist” chiefly interested in technological modes of thinking and processes of technical development per se. In this he is neither right nor wrong; both the generalist and the internalist views are needed, and both are essentially evolutionist. The only substantial critique one may suggest is that in his desire to present the case for evolution versus revolution, Basalla has tended, not to neglect, but to downplay the creative role of personality and spontaneity. Rather like the question of heredity

versus environment in human development, the relationship is probably not a black-or-white issue, but rather an unstable equilibrium between the two, or an amalgam, that shifts from case to case. Such a view, however, does not lend itself easily to the creation of a strong conceptual approach which is what is intended here.

Basalla's study leaps from example to example taken from widely varied fields and attacks many different aspects of evolution. This lends vivacity to the book, but it does make it appear somewhat fragmented and, at times, confusing. The stiff style of writing enhances the feeling of fragmentation, and sometimes one seems to be looking into a crystal through a series of different facets, some limpid and focused and others not entirely so, without quite being able to grasp the form in its entirety.

This does not detract from the book's usefulness or interest, however. Basalla has opened a discussion on how we should understand the history of technological development in our current time. The discussion needs to be refined, but it has now begun.

Tom F. Peters

Manfred Achilles, *Historische Versuche der Physik: funktionsfähig nachgebaut*. Berlin [etc.], Springer-Verlag, 1989. XI, 153 S. Ill. DM 39,80. ISBN 3-540-51587-9.

Das vorliegende Buch ist in verschiedener Hinsicht begrüßenswert. Einmal vermitteln die beigegebenen Abbildungen einen guten Einblick in die getätigten Versuche. Andererseits sind die vom Verfasser behandelten Versuche auffallend sorgsam und didaktisch bemerkenswert aufbereitet: Der jeweilige Urheber eines Versuches wird dem Leser mittels biographischer Hinweise vorgestellt. Sodann werden die wissenschaftlichen Arbeiten erwähnt. Die jeweils herausgesuchten Versuche wiederum bekommt der Leser in einer Form geboten, die einen Nachvollzug durchaus und bestens zulässt. Zu den behandelten Physikern gehören u. a. Oersted (elektromagnetischer Grundversuch); Weber/Gauss (Induktionstelegraph); Helmholtz (physikalische Physiologie); Lord Kelvin (Kelvinische Geräte/elektrische Messmethode) bis hin zu Geiger und Müller.

Das Buch wird abgeschlossen durch Nachweise, ein Namen- und Sachwortverzeichnis. Dass die Literatúrauswahl etwas einseitig ausfällt, ist nicht weiter beklagenswert. Insgesamt kann das Büchlein empfohlen werden.

Wilfried Schröder

Ursula Schling-Brodersen, *Entwicklung und Institutionalisierung der Agrikulturchemie im 19. Jahrhundert: Liebig und die landwirtschaftlichen Versuchsstationen*. Braunschweig, Pharmaziegeschichtl. Sem. der TU; Stuttgart, Deutscher Apotheker Verlag, 1989. 6 Bl., 300 S. (Braunschweiger Veröffentlichungen zur Gesch. der Pharmazie u. d. Naturwiss., Band 31). DM 45,-. ISBN 3-7692-1173-1; ISSN 0722-7159.

Diese bibliographisch sehr reich dokumentierte Studie ist in vier Hauptartikel gegliedert: 1. Geschichte der Agrikulturchemie (im folgenden abgekürzt A.Ch.), 2. Das Lehrgebäude der A.Ch., 3. Die Institutionalisierung der A.Ch. und 4. Exkurs: Die Popularisierung der A.Ch. innerhalb der Landwirtschaft. Vierzig Seiten «Quellen und Literatur» beschliessen das Werk.

Ein interessantes Merkmal dieser Studie ist die immer wieder hervortretende kritische Bewertung der Rolle des grossen Lehrmeisters Justus von Liebig.

«Dass Liebig [...] als derjenige gilt, der mit seinen Arbeiten zum ersten Mal die Agrarwissenschaften naturwissenschaftlich begründete, ist eine Legende, die sich lange Zeit am Leben erhalten hat» (Seite 26).

Das seinerzeit epochemachende Werk Liebigs über A.Ch., erschienen 1840, hat der Autor noch in sieben weiteren Auflagen erlebt. Mineraltheorie, Kohlenstoffkreislauf, Ammoniaktheorie, Stickstoffdebatte, Düngung, Humustheorie versus Mineraltheorie, und was alles sonst heftig debattiert wurde in jenen heroischen Jahrzehnten der Entwicklung der Landwirtschaft: die Autorin prüft die Kontroversen gründlich und zitiert gelegentlich epische Formulierungen der Kontrahenten.

Sehr lesenswert sind auch (S. 110–212) die Ausführungen über die Gründung von landwirtschaftlichen Akademien, Versuchsstationen, Universitätsinstituten und wissenschaftlichen Gesellschaften.

Im Geiste ist das Buch ganz auf die gloriose Pionierzeit im 19. Jahrhundert eingestellt, als man von Forschung und Wissenschaft alles erwartete. Im Hochglanz stand dabei die Chemie. Wie hört es sich doch verwunderlich an, heute, wo die Chemie gern verteufelt wird und «biologischer» Landbau hochgepriesen wird, über Liebig zu lesen:

«Er setzte sein ganzes publizistisch-propagandistisches Geschick ein, die gesellschaftliche Bedeutung der Chemie zu betonen» (S. 22). «Als Wissenschaftsmanager gelang es ihm, [...] die Aufmerksamkeit [...] auf die Bedeutung der angewandten Chemie zu lenken» (S. 109).

Jean Druey